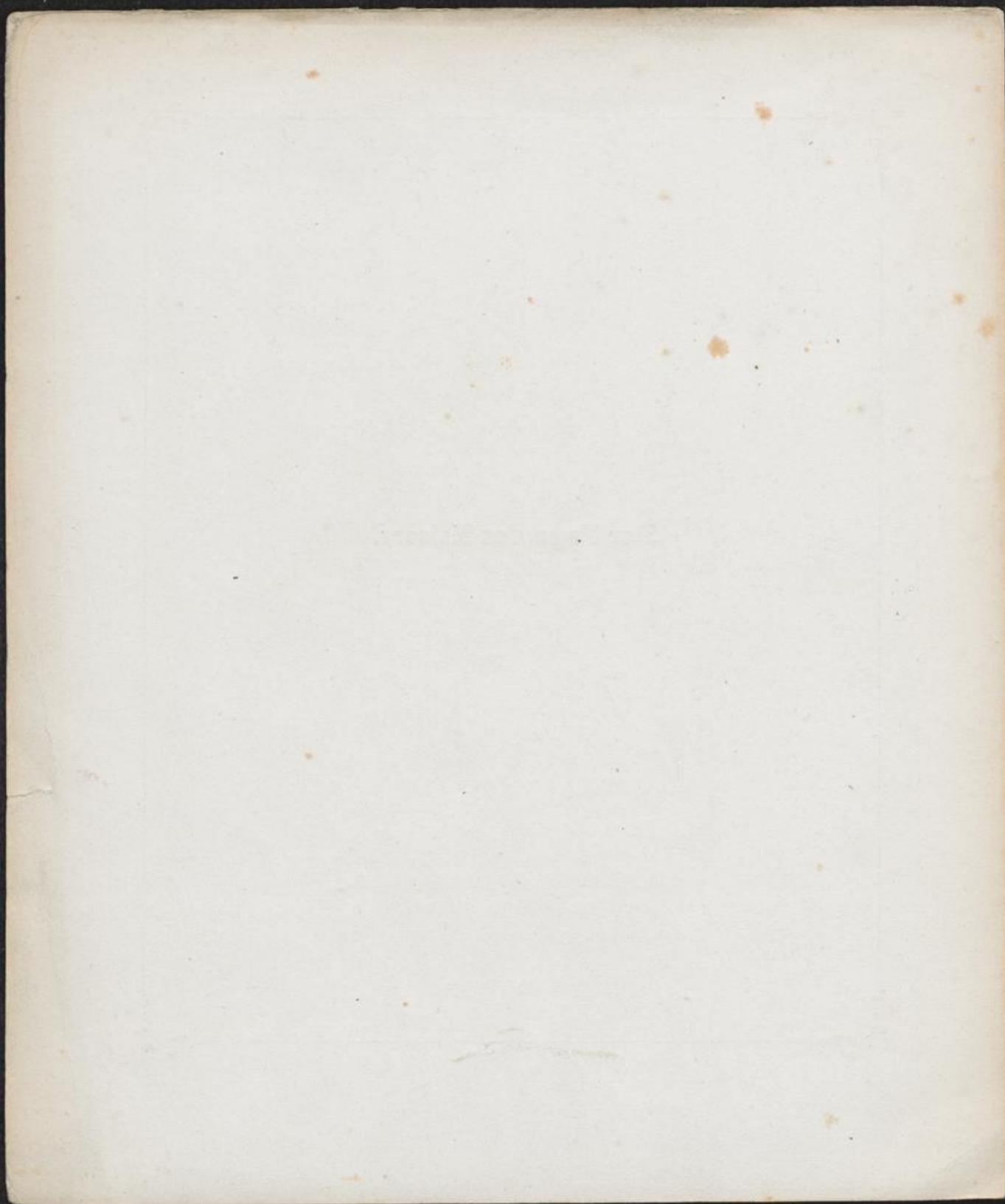
A decorative rectangular border with ornate floral corner pieces in each of the four corners, framing the central text.

**Der Page des Kaisers.**

A decorative horizontal ornament consisting of three stylized floral motifs with scrolling vines, centered below the title.





I.  
*Fontainebleau.*

Wenn dir geschah der höchste Schmerz  
Auf dieser weiten Erde,  
Und dünkt es dir, dass schier dein Herz  
Darüber brechen werde,

Denk' an den kleinen Kaiser dann,  
Den Helden grosser Thaten,  
Wie Selbstsucht diesen grossen Mann  
Heimtückisch schön verrathen;

Wie das Verbrechen einer Nacht  
Den Kaiserthron zerschlagen,  
Und er, vom Gipfel seiner Macht  
Gestürzt, den Fall ertragen;

Denk deines Schmerzes, Freund, und dann  
An den des grossen Xannes;  
Und du wirst sehn, was Hochsinn kann —  
Nur wollen, und er kann es.

**D**öne hinaus, mein trautes Lied,  
 Das meine Brust so wonnig erhebt!  
 Was mit den eilenden Saeculn flieht,  
 Hat oft im Gesange noch nachgelebt.  
 So kommen die Sagen aus finst'rer, trüber,  
 Verschollener Vergangenheit  
 Auf unsere Tage und gehen hinüber  
 In eine ferne zukünft'ge Zeit.  
 Der Jubel, den grosse Thaten schufen,  
 Lebt frisch im Munde des Volkes fort,  
 Und wie ein nie versiegender Hort  
 Pfl egt neuen Jubel er wach zu rufen;  
 Und selbst die Thränen, von Grausamkeit,  
 Von rechtloser Willkühr alter Zeit  
 Ins Auge gedrängt, sie zittern wieder,  
 Herolde der Schmach und nicht des Ruhms,  
 Doch Zeugen ewigen Menschenthums,  
 Im Auge und träufeln äzend nieder.  
 Und eine glimmende Säure durchbrennt  
 Ein solcher Tropfen manch' Pergament,  
 Und wieder ein andrer wäscht nach und nach  
 Von manchem Petschaft ab die Schmach  
 Und läutert die Schuld und bleicht das Blut,  
 Vergossen von argem Uebermuth.

O Poesie, wie preis' ich dich  
 Wie labt an dir die Seele sich!  
 An diesem Kuss voll Glut, voll Leben,  
 Den sich Natur und Geist gegeben,  
 Wenn selig sie und wonnetrunken  
 Einander in den Arm gesunken,  
 Stirbt oft des Jammers düst're Noth,  
 Lebt auf die Freude zum Morgenroth,  
 Und lockt und schmeichelt in süssen Klängen,  
 Die Welt durchjauchzend in Gesängen.

Es flüchtet gern in schöne Räume,  
 In's Paradies der Natur das Lied;  
 Versenkend sich in selige Träume  
 Ahnt es nicht, dass der Traum entflieht;  
 Es schlürft sinnig und wonnetrunken  
 Ein die prismatisch stralenden Funken,  
 Die in unnennbar herrlicher Pracht  
 Auf Blättern der Bäume und Blüthen erwacht.  
 Es nimmt so gern auf in die Brust  
 Den kleinsten Hall vergänglicher Lust,  
 Und haltt ihn zurück und gibt ihn kund,  
 Verscheucht den tückisch auf der Lauer  
 Verborgnen harrenden, neidischen Schmerz,

Der oft dem Glücke, zu langer Dauer,  
 Gern meuchlings stösse den Dolch ins Herz;  
 Wacht vor dem Paradies der Freude  
 Ein Seraph mit dem Flammenschwerdt,  
 Der still dem nimmer rastenden Leide  
 Den Eingang über die Schwelle wehrt.  
 O nur der Mensch in ew'gem Gelüsten  
 Nach Wechsel, bereit stets, seiner Lust  
 Geheiligt Edens selbst zu verwüsten,  
 Nährt Zwietracht in der eignen Brust;  
 Mag er den Herrn der Erde sich nennen,  
 Ach ihn beherrscht die Leidenschaft  
 Und schlägt sein bess'res Selbst in Haft;  
 Sie weiss, was er band, geschickt zu trennen,  
 Und was er schuf im schnellen, heissen,  
 Im unerschöpflichen Schaffensdrang,  
 Versteht sie herzlos niederzureissen,  
 Dass kaum geboren es schon versank;  
 Und so vergällt sie ihm seinen Frieden  
 Dass ruhelos er, verzweifelnd, krankt;  
 Bricht mit der Tücke der Eumeniden  
 Den Strohalm des Glücks, woran ersich rankt;  
 Und schlägt, wenn ihn der Durst nach Ruhe  
 Gefoltert mit namenloser Pein,  
 Noch über ihm zu den Deckel der Truhe  
 Und stört seinen Schlaf im Todtenschrein.  
 Dann naht die Muse leis' und bang  
 Und beut ihm zart ihren Zaubertrank,  
 Lässt bald ihn alle Schmerzen vergessen  
 Und legt den Lorbeer neben Cypressen.

\* \* \*

Bezwungen worden ist der Held,  
 Vor dem gezittert eine Welt;  
 Der Heros so gewalt'ger Thaten  
 Ward von den Vielgetreu'n verrathen,  
 Die er hochsinnig reich geschmückt  
 Mit hohem Rang, mit Ehrenzeichen;

Ihr Herz, von so viel Huld erdrückt  
 Liess Lieb' und Treu' daraus entweichen;  
 Voll Angst um die errungne Macht  
 Und bang besorgt sie zu bewahren,  
 Hat jeder nur an sich gedacht;  
 Die Freundschaft wandert aus in Schaaren.  
 Er, der aus Tiefen sie nach Oben  
 In kaiserlicher Huld erhoben,  
 Ward nun von Allen aufgegeben,  
 Sie liessen ihm nur mehr das Leben.  
 Hätt' er nur Kronen eingebüsst!  
 Doch ging ihm auch der Dank verloren.  
 Der Heuchler, der wie Judas küsst,  
 Ward nicht zum letzten Mal geboren. —  
 Um ihn so viel der Güter lassen,  
 Wenn so verlockend winkt Verrath,  
 Der gern wird in Demanten fassen  
 So laut zum Himmel schreiende That,  
 Wofür zu gut in Ewigkeiten  
 Das schnöde Armensünderholz!  
 Der Meineid brach des Helden Stolz  
 Und bleibt ein Schimpf für alle Zeiten.  
 Des Caesars Allmacht ist dahin  
 Musst' allem Ird'schen gleich zerrieben:  
 Entpurpurt und entkrönet ihn, —  
 Ihm ist Unsterblichkeit geblieben;  
 Die hätt' er, und wenn angekettet,  
 In unterirdische Haft versenkt,  
 Wenn minder gross er war, gerettet,  
 So lang ein Mensch auf Erden denkt! —

Die Kampfgenossen seiner Bahnen,  
 Die sonnverbrannten Veteranen,  
 Steh'n um die Banner mit den Aaren,  
 Die über's Meer auf Sturmeswogen  
 Und über Lande hingeflogen,  
 Wo vorher keine Adler waren.  
 Sie harren sein, um sich zu trennen  
 Von ihm, den ihren Gott sie nennen.

Noch wollen nicht die Helden glauben  
An des Geschickes schlimmsten Spott:  
Man könne ihren Schlachtengott,  
Den Weltbezwinger ihnen rauben.  
Zur Erd' das starre Aug' gerichtet,  
Das oft in siegestrunkenr Gluth,  
In niemals übertroffnem Muth  
Zu hehren Kämpfen sich gelichtet,  
Sieht Manchen in den düstren Blicken  
Den heil'gen Tropfen man ersticken.  
Sie wagen kaum empor zu sch'n,  
Um nicht dem Caesar zu begegnen.  
Wer solchen Abschied mag versteh'n,  
Wird diese Schaar der Treue segnen! —  
Erhöht der Theilnahm' blutend Herz  
Unendlich schon des Abschieds Schmerz,  
Ein Balsam bleibt sie spät'rer Tage:  
Lebt in Erinnerung auf die Klage;  
Und kann sie nicht die Wunde heilen,  
Sie wird den Schmerz sanft lindernd theilen.

Da steht die Schaar der Pyramiden,  
Zu denen sie mit ihm gedrungen  
Und glorreich, immer unbezwungen,  
Ihm manche blut'ge Schlacht entschieden.  
Wohl sah sie Niemand noch im Leben  
Unmännlich, memmenhaft erbeben, —  
Heut ist, bei Gott, ihr Muth gebrochen,  
Das Weh wusst' sie zu unterjochen;  
Denn dieses Abschieds tiefer Schmerz  
Zermalmet ihr gepanzert Herz.

Der Trennung bange Stunde schlägt;  
Die Treugebliebenen in den Hallen  
Vereinzelt auf und nieder wallen  
Im Innersten der Brust bewegt.  
Den Sommer, der zu Rüste geht,  
Begleiten keine Sprosser mehr;  
Lang vor ihm hat das Sangerheer

Ein herbstlich kühler Hauch verweht;  
Zieht er auch trauernd nicht allein,  
Ach sein Gefolge ist gar klein:  
Ein Röslein, das vom Blumenhag  
Gar süss hinein lacht in den Tag;  
Ein Schmetterling, der nunmehr feiert,  
Und liebesmud gerh abenteuert;  
Eine Nachtigall, die gern die Nacht  
In Sang und Klang zum Tage macht, —  
Die und noch wen'ge treue Seelen  
Sind es, die nicht zum Abschied fehlen  
Und, ohne Klag' geleitend ihn,  
Fort weiter in die Lande ziehn.

Sie, die in Schlachten niemals wanken,  
Stehn zagend fast und in Gedanken;  
Vergeblich doch ist was sie sinnen;  
Zwang ist ein fürchterlich Gesez,  
Und Rettung gibt's nicht, wo das Nez  
Verrath und schnöder Meineid spinnen;  
Eins gunnt ihnen der Augenblick:  
Sie können theilen sein Geschick.  
Sie schauen stumm und schmerzenvoll  
Empor nach der geschloss'nen Pforte  
Woraus der Kaiser treten soll,  
Abschied zu nehmen von dem Orte,  
Der seinen Glanz und seine Pracht,  
Ihn selbst sah im Zenith der Macht;  
Worein sein endlos mächt'ger Geist  
Die unterjochte Welt umkreist;  
Wo seines Blickes Allgewalt,  
Mit Sonnen in die Wett' gestrahlt;  
Die diktatorischen Befehle  
Lang' waren aller Völker Seele.

Die Macht ist hin, und all' ihr Saus  
Ist wie ein Traum zerronnen;  
Ach kleine Wölkchen reichen aus,  
Zu decken grosse Sonnen!

**W**o sind heut' die Getreu'n, die Lieben,  
 Die er so gross gemacht, geliebt? —  
 Wo sind die in der Schlacht bewährten,  
 Gepries'nen, tapfern Kampfgefährten,  
 Die, was befohlen er, vollbrachten  
 Und es sich klug zu Nutze machten?  
 Die ihm aus seinen Lorbeerkrone  
 Ein Blättchen um das andre stahlen,  
 Sein lorbeerschweres Haupt zu schonen,  
 Um selbst im fremden Schmuck zu strahlen?  
 Die mit ihm durch die Lande eilten,  
 In Lagern mit ihm Kriegesnoth,  
 Doch im Pallast das Purpurroth  
 Des schönsten Kaisermantels theilten? —  
 Wo sind des Reiches Kronbeamten,  
 Die nie in ihrer Thätigkeit,  
 Wenn's sie gepocht hat, erlahmten,  
 Für sich zu sorgen stets bereit? —  
 Wo steckt das kriechende Gewürme,  
 Das nun zu seinen Schlangen ward?  
 Warum im wüthendsten der Stürme  
 Hat es sich nicht um ihn geschaart? —  
 Doch wohl! der Selbstsucht feile Bürgen.  
 Umschaarten ihn, ihn zu erwürgen.  
 Hätt' es den Cäsar nur verlassen!  
 Schon solcher Undank weckt den Schmerz. —  
 Doch seiner Gegner Banner fassen:  
 Das brennt wie Säure durch das Herz.  
 Wenn die Geschichte je Dich tadelt,  
 Schwach, Cäsar, Deine Herrschaft heisst:  
 Dann ist's, weil huldvoll Du geadelt  
 Der Selbstsucht übermüth'gen Geist;

Weil goldesfeile Creaturen  
 Du überschüttet hast mit Huld;  
 All Deines Unglücks einz'ge Schuld  
 Sind diese käuflichen Naturen,  
 Die Du um Dich, Herr einer Welt,  
 Als höfisches Gezücht bestellst.

Wo steckt der mächt'ge, goldverbrämte,  
 Gesetzgebende Senat?  
 Taub für das Recht geworden, lähmte  
 Er Dich zuerst und dann den Staat.  
 Er, dessen blutesgier'ge Väter  
 Den Ludwig schickten auf's Schaffot,  
 Sonnt sich nun selbst, ein Volksverräther,  
 In der Bourbonen Purpurroth.  
 Wer soll dem Eidesbrüch'gen glauben:  
 Der König, oder wir, das Land?  
 Heut' bietet er die falsche Hand,  
 Das Reich des Kaisers zu berauben,  
 — Des Kaisers, dessen Siegerwaffen  
 Glorreich sein Volk und gross geschaffen —  
 Um morgen sich als neuen Götzen  
 Den König, den er selbst verbannt,  
 Als König wieder einzusetzen  
 Im allverlass'nen Vaterland.  
 Was hat Dein König ohne Ruhm  
 Und ohne Glanz von Dir zu hoffen?  
 Du hältst den Weg zum Thron ihm offen:  
 Verloren ist das Königthum.  
 Du hältst ihm seine Purpurschleppe,  
 Du trägst ihm seine Krone nach,  
 Sieh vor Dich, ob es auf der Treppe

Zum Thron sich nicht die Füsse brach?  
Du trägst Reichsapfel nach und Schwerdt:  
Im ersten wühlt ein arger Wurm,  
Und durch den Träger schier entehrt,  
Bannt kaum das Letztere den Sturm,  
Der wieder einst erwacht in Landen,  
Wenn Deine Willkühr sie empfanden.  
Das Szepter wird, von Dir getragen,  
Zum Kerbholz angemasseter Rechte,  
So lang man Menschen hält für Knechte,  
Volksweh vergessend bei Gelagen.

Die Garde, die mit ihrem Blut  
Des Kaisers Epopee geschrieben,  
So gross in ihrem Heldenmuth,  
Ach! und so engelgleich im Lieben,  
Die Garde ohne Goldverbrämung,  
Der Marschallshaufen niedrer Löhnung,  
Hat, den Marschällen zur Beschämung  
Und ihrem Cäsar zur Versöhnung,  
Gar treu an dem all der Gewalten  
Entblüssten Kaiser fest gehalten,  
Und harrt mit fast gebroch'nem Muthe  
Der längstgefürchteten Minute.

Jetzt, da das schwerste der Gewichte  
In der Geschicke Wagschal' sank,  
Dass selbst die Muse der Geschichte  
Entgleiten liess den Griffel bang,  
Im Zweifel: ob sich kann im Leben  
Der Menschheit Aehnliches begeben,  
Jetzt lagen rings die weiten Hallen  
In tiefer Stille heil'gem Bann,  
Dass man der Sanduhr Körner fallen,  
Des Staubes Flüstern hören kann.

Umrankt von hohem Fensterbogen  
Harrt stumm ein Jüngling, narbenreich;  
Des Busens ruheloses Wogen

Verräth sein Antlitz todesbleich;  
Das Aug' ist trocken; mehr als Thränen  
Doch äzt die Gluth, die darin loht;  
Wer dieses Auge schaut, möcht' wöhnen,  
Er schaut in's Angesicht dem Tod;  
Den höchsten Jammer dieser Erde  
Verrieth die schweigsame Geberde.  
Die Hand, zur Faust geballt, umschlang  
Des Säbels Griff an linker Seite,  
Ein Säbel, der viel Blut schon trank  
In sieggekröntem Feindesstreite;  
Der kräft'gen Glieder Ebenmass  
Verrathen krieg'rische Gewänder;  
Die Sonnenglut verschiedner Länder  
Hat dieses Angesicht, so blass,  
Mit Schattentinten stark gedunkelt,  
Dass wie ein Blitz aus Wolkennacht,  
Wie Fackellicht aus schwarzem Schacht,  
Der Blick aus seinen Augen funkelt.  
Da stand er schweigend und vertieft,  
Die schwere Stunde zu erwarten,  
Indess sein Aug' die Blumenschrift  
Erforscht im naheleg'nen Garten,  
Wo die gigantengrossen Bäume  
Aufragend in die laue Luft,  
Sanft in die traurig-stillen Räume  
Entsenden den noch jungen Duft.

Und wie er steht und wie er sinnt,  
Da säuselt ihm in's Ohr der Wind  
Und ruft ihm leis' und leiser zu:

„Komm, armes Herz, zur Ruh', zur Ruh'!  
Und lass es dir nur sagen:  
Die Treue starb am Schragen!“

Den Jüngling kalt es überläuft,  
So schmerzlich ihn die Worte trafen,  
Und er an seinen Säbel greift,  
Den schändlichen Verrath zu strafen.

Doch wieder lässt in stiller Luft  
Sich leisgehauchtes Flüstern hören,  
Ihm dünkt es, dass es zu ihm ruft,  
In seinem Denken ihn zu stören:

„Das Liedchen von der Treue,  
Vernimm es\*schier,  
Es bleibet ewig neu  
So dort wie hier.“

„Den Baum, der, wenn es stürzte,  
Und wenn gesengt das Sonnenlicht,  
Dein triefend Haupt beschirmte,  
Was lässt du steh'n den grünen Wicht?  
Er hält dir auf den Regen,  
Der sanft erquickt die dürren Au'n,  
Stiehlt dir der Sonne Segen: —“  
„Darum ihn umgehau'n!“

„Das Bächlein, das mit frischen  
Gewässern rings die Fluren kühlt,  
So reich an muntren Fischen,  
Und segensvoll dein Feld bespült,  
Bald ist's nicht mehr zu hemmen  
Und bricht in deine Gründe ein,  
Dein Haus wird's überschwemmen —“  
„Lass es versiegen fein.“

„Wer jemals dir im Leben  
Ein Gutes thut, nimm es nur an,  
So lange Narren geben,  
Man ohne Sorgen leben kann;  
Wagt man von dir zu hoffen  
Je Gegenhilf' in eigner Noth,  
Dann sage ihnen offen:  
„Helf' Euch der liebe Gott.“

„Wozu auch Opfer bringen?  
Das hat noch Keinen weit gebracht,

Vor allen andren Dingen

Sei jeder nur auf sich bedacht;  
Und nütze ab den Andern,  
Auf Andrer Kosten lebt's sich froh;  
Dann mag er weiter wandern,  
Und mach' es wieder so.“

„Und wenn er ausgesauget  
Sein Opfer, und diess nichts mehr beut,  
Nicht seinem Zweck mehr tanget,  
Verlass er es statt morgen heut';  
Das bringt ihm keine Reue,  
Er hat es sich doch gut gemeint. —“  
„Das Liedchen von der Treue,  
Gefällt es Dir, mein Freund?“

Den Jüngling reizt zu bitterm Grimme  
Des unsichtbaren Sängers Stimme;  
Der Hohn in dieser bangen Stunde,  
In der sein Herz vor Jammer brach,  
Und das Geschick in jede Wunde  
Mit seinem gift'gen Dolche stach,  
Ihm doppelt in die Seele drang,  
Als es vom Baume traurig klang:

„Mein Freund, o lass dir sagen,  
Die Treue liegt am Schragen!“

„Sie ging auf Erden wandern,  
Sie war in bitterm Noth,  
Von einem Haus zum andern  
Zog bettelnd sie um Brod;  
Zuerst ging sie zu Reichen,  
Da gab es Worte, hart,  
Dass muthlos ohne Gleichen  
Die Arme ward.“

„Dann ging sie zu den Mächt'gen  
Und wandert' für und für;

Doch auch die Vornehm-Prächt'gen  
Sie wiesen ihr die Thür.  
Es hatte für die Arme  
Wohl Niemand mehr ein Ohr,  
Dass sie in ihrem Harne  
Den Muth verlor.“

„Da kam sie auf den Strassen  
Zur Armuth, der im Schmerz,  
Von aller Welt verlassen,  
Vor Jammer brach das Herz;  
Die gab ihr ungebeten  
Vom thränennassen Brot,  
Diess konnt' die Treue retten,  
Sonst war sie todt.“

Empor hob es sich aus dem Baum,  
Verlor sich in des Aethers Raum,  
Ein Vöglein, das sich aufgeschwungen,  
Scheint es, hat dieses Lied gesungen,  
Das ihn in seinem Herzeleid  
Erfüllt mit neuer Bitterkeit.  
Und leise in dem prächt'gen Saale  
Klingt traurig es zum dritten Male:

„Mein Freund, o lass Dir sagen,  
Die Treue liegt am Schragen.“

„Wo steckt die Treu'? Wo steckt die Treu'?  
So riefen einst die Raben,  
Und wollten wissen, wo sie sei  
Bestattet und begraben?  
Noch an der Leiche wollten sich  
Die Todtenvögel mästen;  
Der Bissen ist wohl kümmerlich,  
Allein er schmeckt zum Besten.“

„Sie scharrt' emsig Grab um Grab  
Empor und Leichenschreine,  
Und mancher Sarg zurücke gab  
Geripp' und Todtenbeine;

So suchten nach der Treue schier  
Sie viele, viele Wochen  
Vergebens, doch man fand von ihr  
Nicht das Skelett, nicht Knochen.“

„Denn einst vor langer, langer Zeit,  
Als sie noch ging auf Erden  
Verlassen ganz, in Einsamkeit  
Mit kläglichen Geberden,  
Da war's, dass sie ein Heuchler fand,  
Von Land zu Land sie hetzte,  
Und endlich ihr mit Mörderhand  
Den Todesstoss versetzte.“

„Da fand die Leiche liegen man,  
Die man alsbald erkannte,  
Und trug sie auf den Holzstoss dann,  
Allwo man sie verbrannte;  
Das Feuer hat den Leib verzehrt  
Und sämtliche Gebeine,  
Und blieb von ihr auf dieser Erd'  
Nicht eine Spur, nicht Eine.“

„Kein Knochen mehr, kein Knöchlein,  
Ist mehr von ihr zu finden,  
Als Asche in die Welt hinein  
Flog Alles mit den Winden;  
Die Treu' ist hin, die Treu' ist hin!  
Mag über Land und Strecken,  
Zu finden sie, wohl Mancher zieh'n,  
Er wird sie nicht entdecken.“

Der junge Kriegsmann horcht und schweigt,  
Das Lockenhaupt zur Erd' geneigt,  
Und Alles sieht ihn fragend an;  
Was will denn hier ein Kervegan?  
Seit Säculn kämpfte diess Geschlecht  
Treu unter königlichen Fahnen;  
Will Er um vorenthalt'nes Recht  
Den abgesetzten Kaiser mahnen? —  
Will er in dieser Trauerstunde

Zutiefst den Allverlassnen kränken  
 Und in die kaum geschlagne Wunde  
 Das Gift satan'schen Hohnes senken? —  
 Die Treu' dem König, wie vor Jahren,  
 Wusst' heilig stets sein Stamm zu wahren;  
 Wo in Verbannung die Gewalten  
 Des Königs übte ein Bourbon,  
 Da hat die Mutter und ein Sohn  
 In Leid und Freud' an ihm gehalten.  
 Nun in des Kaisers Vorgemach  
 Ein Spross der Königlich-Gesinnten? —  
 Weiss er nicht, dass sein Szepter brach  
 Dass ihn verliessen, die ihm dienten?  
 Sank doch ein Königlicher nicht  
 Hinab zu seinem feilen Knechte;  
 O! manche alte Chronik spricht  
 Von seinem Stamme und Geschlechte.  
 Was will nun hier der stolze Mann?  
 Was will nun hier ein Kervegan?  
 Warum harrt er so starr, so bleich,  
 Des Kaisers ohne Kaiserreich?  
 Da öffnet sich die prächt'ge Pforte, —  
 Der Kaiser naht, so blass, so still;  
 Wie klein ist des Gefolg's Cohorte,  
 Die sonst gar nimmer enden will?

Sein stummer Blick durchirrt die Halle,  
 Bald sind die Treuen überschaut;  
 Er fragt nicht, wo sie bleiben alle,  
 Auf deren Treue er gebaut.  
 Jetzt kennt er die besternten Schelme  
 Im Tressenhut und Kriegerhelme;  
 Er meidet es, durch nutzlos Fragen  
 Sich neue Wunden selbst zu schlagen.  
 Den Jüngling sieht er, ach! und schnelle  
 Tritt er bewegt an ihn heran:

„Was soll zur Frist an dieser Stelle,  
 Ein königlicher Kervegan?“

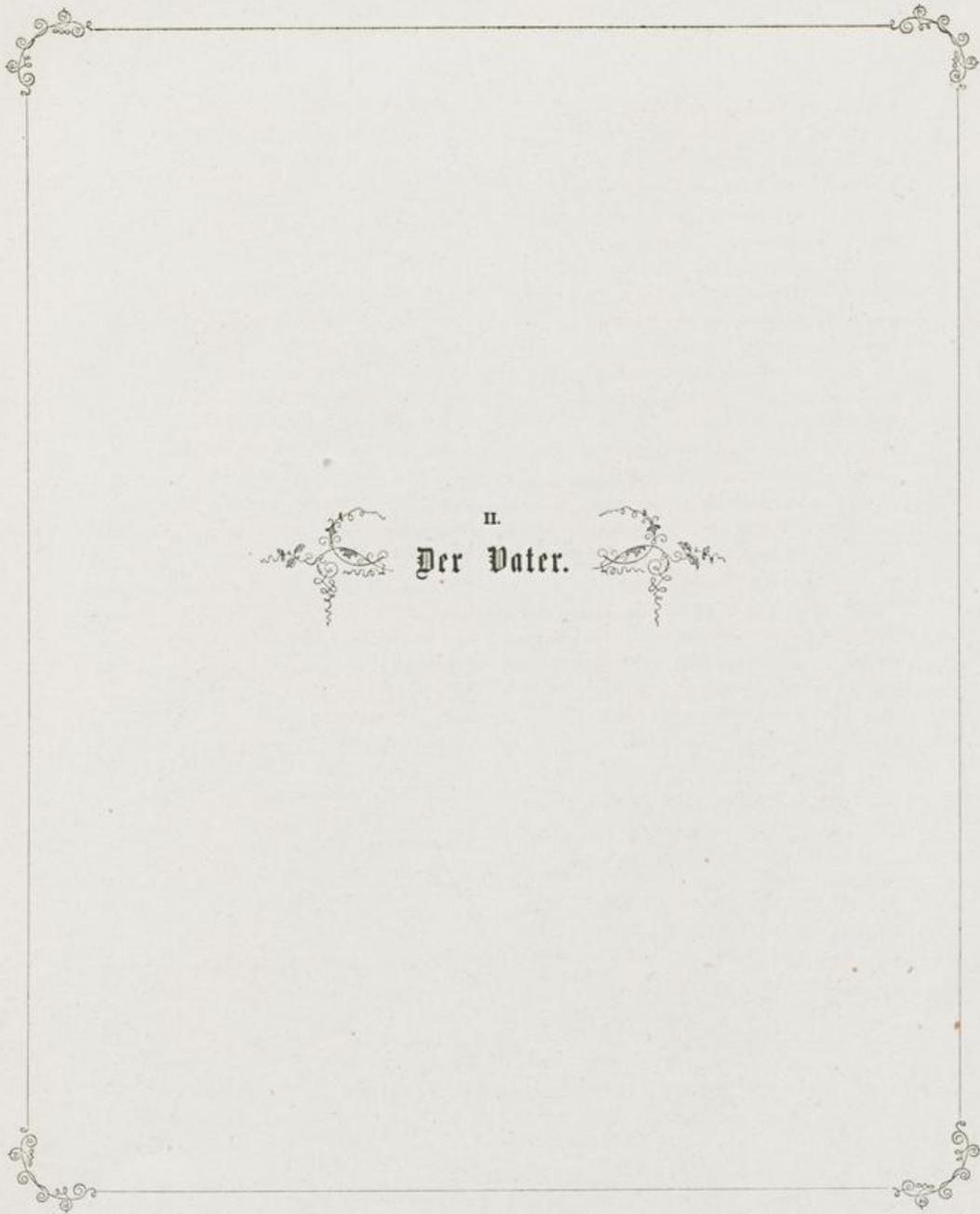
„Mein Cäsar, Eins erleh' ich, Eins:  
 Gestatte, dass ich Dich geleite,  
 Ich weiche nicht von Deiner Seite,  
 Dein Schicksal sei in Zukunft mein's.“

Ein Freudenstrahl durchzuckt so licht  
 Mit Eins des Kaisers Angesicht,  
 In dieser schwersten Stunde eben  
 So heiligen Moment zu leben;  
 Doch plötzlich formt der alte Schmerz  
 Diess stolze Angesicht von Erz;  
 „Graf Kervegan,“ beginnt der Held,  
 „Es führt Bourbon gerechte Klage,  
 Wenn ihm an seinem schönsten Tage  
 Der treusten Diener Einer fehlt;  
 Der Kaiser ist jetzt aufgegeben,  
 Dem Könige gehört Ihr Leben,  
 Ihm können Sie nun besser dienen —  
 Graf Kervegan, Gott sei mit Ihnen!“

„Mein Kaiser, meinem König dient  
 Mein Bruder, königlich gesinnt;  
 Ich diene Dir, mein Cäsar, treu  
 Und zieh' mit Dir, wohin es sei.“

Der Kaiser schweigt, sucht zu ersticken,  
 Was feucht aufglüht in seinen Blicken;  
 Konnt' Etwas sein betrübtes Loos  
 Je mildern, dann war's die Sekunde,  
 In welcher süssen Balsam goss  
 So seltne Treu' in seine Wunde.

Der Kaiser, des Entzückens Beute,  
 Drückt stumm dem Jünglinge die Hand;  
 Und als das Kriegsschiff stiess vom Strand,  
 Stand Kervegan an seiner Seite.



ii.  
Der Vater.

**E**s ist ein wunderliches Lied,  
Das Lied von ererbten Rechten,  
Sein Zauber reisst die Menschheit mit  
Und schuf gar Viele zu Knechten.

In seliger Träume dunklem Schoos  
Sich schaukelnd, gab er die Stärke —  
Zog lebenverachtende Holden gross  
Und schuf unsterbliche Werke! —

Altes Lied.

Die Segel, grauweisse Mövenflügel,  
Sie tragen das Schiff über Wellenhügel,  
Den Kaiser vom theuren Vaterland  
Hinweg an fernen Inselstrand,  
Zu bannen seine Weltgedanken  
In eines Eilands enge Schranken.  
Er, dessen unerforschter Wille  
Entschied des Erdballs Wohl und Weh,  
Steht am Verdeck, betrachtend stille  
Die weite unergründliche See.  
So unergründlich wie das Herz,  
Das ihr gleich auf und niederfluthet,  
Gebrochen fast noch nicht verblutet  
Und überlebt den höchsten Schmerz.  
Auf dem Verdeck, die Arme verschränkt,  
Steht er in tiefe Gedanken versenkt;  
Ob ihn die Sonne — niedersinkend  
Im Scheiden noch voll Wehmuth winkend,  
Eh unter den Fluthen sie verschwand, —  
Nicht seiner eigenen Grösse mahnt?  
Gleich ihr ist er im Strahlenbogen  
Gewaltig über die Erde gezogen —  
Wird es geseh'n, dass über Nacht  
Zu neuem Glanz auch Er erwacht?

Die Wasser rauschen leis' und leiser,  
Zu stören nicht den sinnenden Kaiser,  
Der, wenn auch ein besieger Mann,  
An seine Siege nur denken kann,  
Und dem an Grösse kommt keiner gleich,  
Wie mächtig das Volk, wie gross das Reich, —  
Den manches künftige Jahrhundert,  
Wenn Alles vergessen, noch immer bewundert.

Und drüben steht Graf Kervegan,  
Mit Blicken messend die Wasserbahn;  
Die Narben auf seinem Angesichte  
Sie fesseln den Blick, der sie gewahrt;  
Des schönen Jünglings Lebensfahrt  
Gibt eine seltsame Geschichte

Es regt sich ein Leben frisch und munter  
Auf dem Verdecke, Matrosen springen  
Das Takelwerk lustig hinauf und hinunter,  
Indess sie ihre Lieder singen;  
Sie rühren fleissig den flinken Leib  
Und lugen hinaus in die See von den Masten;

Und wenn sie von schwerer Arbeit rasten,  
Dann suchen sie gerne Zeitvertreib,  
Und lassen es sich so gerne sagen  
Was Grosses zu Land sich zugetragen.

Carnac, des Grafen Kampfgenoss,  
Mit ihm verbunden durch innige Bande,  
Der mit ihm durchzog so manche Lande  
Und manche Kugel mit ihm verschoss,  
Gab ihnen mit beredtem Munde,  
Von Manchem lebensfrische Kunde.  
Der Lauf des Schiffes ist geregelt,  
In Majestät dahin es segelt;  
Die Mannschaft rastet und fleht mit Mienen  
Ihn an, der so seltsame Dinge weiss,  
Schliesst um ihn einen lebend'gen Kreis;  
Aus ganzer Seele willfahrt er ihnen:  
Er hat ihnen vom Kaiser erzählt,  
Wie schwerer Jammer, blutige Klagen,  
Vergessen worden in glänzenden Tagen,  
Als er in Siegen durchbraust' die Welt;  
Wie er gedämmt des Volkes Wüthen,  
Auf Trümmer gebaut so fest und stark;  
Wie er, die Menschheit zu behüten,  
Den Wahnsinn verschloss im ebrnen Sarg;  
Einsetzte des Geistes heilige Rechte,  
Und, mit dem anarchischen Geschlechte  
Im Kampf, glorreichen Sieg behielt;  
Wie käuflicher Seelen schnöder Verrath,  
Zerstört, was er so wacker erstrebte,

Und, eh' er noch die Frucht erlebte,  
Beschleunigt seine letzte That.

Da redet ein Matros' ihn an:

„Es sind Vendéer die Kervegan;  
„Der Ritter, mit dem ihr durchwandert die Welt,  
„Der schweigend drüben schaut in die Wellen,  
„Zählt wohl zu den wackersten Gesellen;  
„Die Narben sagen: es ist ein Held.  
„Auch ich bin der Vendée entstammt,  
„Die für das Königthum entflammt,  
„Und denk' aus meinen Jugendtagen,  
„Dass dieses alte Herren-Geschlecht  
„Sich für der Könige heiliges Recht  
„Seit es bestanden, treu geschlagen.  
„Vom Vater geht im Volkesmunde,  
„So unvergesslich schöne Kunde;  
„Erzählt es wie's geschah, dass heute  
„Der Sohn steht an des Kaisers Seite,  
„Erzählt vom Vater und vom Sohne,  
„Vom Vater, der für den König litt,  
„Vom Jungen, der für die Kaiserkrone,  
„In heissen Kämpfen blutig stritt.“

Und Carnac sinnt, und enger zieh'n  
Die Männer den schönen Ring um ihn.  
Was er von Begeisterung durchglommen  
Erzählt, das hat die Muse vernommen,  
Und treu im begeisterten Gedicht  
Gibt sie den seltsamen Bericht:

## Das Schloss.

„Stolz strebt empor Schloss Kervegan,  
Ein starrer Bau im sanften Plan;  
Ein Weiher schliesst es rings fast ein,  
Ein silberner Ring um den Edelstein.  
Die Veste ist der Diamant, —  
Weicht auch die Fassung, die Burg hält Stand.  
Am Ufer himmelstrebende Tannen  
Stehn wie auf Vorhut einzelne Mannen,  
Sie spenden Schatten im Sonnenbrand  
Und wehren die Kugeln ab von der Wand.  
Haust manche auch wild in ihrem Raum,  
Das kümmert nicht den Tannenbaum;  
Zersplittert sie mancher Aeste Holz,  
Er reckt die andren herfürder stolz,  
Und fleht, mit emporgestreckten Armen:  
Es wolle der Herr sich der Welt erbarmen,  
Die wahnvernichtet vorwärts stürmt  
Und Menschenleichen zu Bergen thürmt.  
Den Thalgrund durchsickert schüchtern und  
sanft

Ein Bächlein, von dessen grünem Ranft  
Die Blumendolden ins Wasser sich neigen,  
Sich spiegelnd in den hastigen Wellen,  
Die lüstern hoch und höher schwellen,  
Den Blümlein ihr Sehnen zu bezeugen,  
Die bald des Bächleins Treiben fassen,  
Manch Blättchen niedergleiten lassen,  
Das lustig erst mit den Wässern springt,  
Dann, ein verlornes Sein, versinkt.  
Im Thalgrund mag das Bächlein lüstern,  
Liebselig mit den Blumen flüstern,

Im Grase lustig die Grille schwirren,  
Und lockend durch's Feld die Wachtel irren;  
Ach, auf des befestigten Schlosses Wällen,  
Dort wissen von Lenzlust nichts die Gesellen,  
Die kümmern sich nicht, wie mit den Rosen,  
Im Thalgrund die wandernden Lüfte kosen.  
Das ist ein Minnen mit Weh und Ach,  
Ein grauenhaft Buhlen mit Flintenröhren;  
Des glühenden Hasses blutige Sprach',  
Die Schüsse der Mordlust nur zu hören;  
Das ist ein beständ'ges, unheimliches Blitzen  
Aus den Gewehren der Königsschützen;  
Die Kugeln, bleierne Leichenboten,  
Sie tragen in unsichtbarer Schrift  
Jedwede den Namen eines Todten, —  
Jedwede weiss, wohin sie trifft.  
Im weiten Felde ringsumher,  
Da wogt's und schäumt's, ein erregtes Meer;  
Von Volkes Gnaden, die Republik,  
Will brechen dem Aufruhr das Genick,  
Dem Aufruhr, der ein Herr, kein Knecht,  
Sich stützt auf das alte, gute Recht.  
Denn Aufruhr hiess in jener Zeit:  
Am Könige, treu dem beschwornen Eid,  
Und an dem Glauben der Väter halten.  
Die alte Ordnung war zerspalten.  
Wer für die Rechte der Väter stand,  
Dem Könige bot die bewehrte Hand.  
Den Priester ehrte, sich gegenstellt'  
Dem Wahnsinn, welcher erfasst die Welt,  
Den traf als Empörer schnöder Verdacht,

Den that die Republik in Acht;  
Und fielen, der neuen Ordnung zum Heile,  
Von Meutern gerichtet, Tausend dem Beile.  
Begriffe durch Saeculn unversehrt,  
Hat die Despotin Zeit verkehrt.

So war die Vendée der Acht verfallen  
Mit ihren dem König ergeben Vasallen,  
In Burgen, worin die Treue wohnt,  
In Hütten, worin die Liebe thront,  
Die sich mit den Reisern des Lorbeers  
schmücken,  
Wenn Feinde des Ölbaums Blätter pflücken.

Die Republik, vom Blute roth,  
In ihrem Gefolge Verderben und Tod  
Hat gegen die Bürger sich gekehrt,  
Führt Krieg gen sie mit dem Henkerschwert,  
Dringt rasend, mit bewaffneter Hand,  
Ins treu geliebne Vendéeerland.  
Schon hat sie rings gemordet, gesengt,  
Zerstampfte Fluren mit Blut getränkt.  
Die Veilchen, weil sie königsblau,  
Reisst sie mordlustig aus der Au;  
Die Lilie, weil sie die Königsblume,  
Zertritt sie mit ruchlosem Heldenthume;  
Ist Blümlein mit einer Kron' geschmückt,  
Dann wird es vandalisch abgepflückt;  
Guckt aus dem Grase ein Rittersporn,  
Die Aristokraten-Blum' ist verlorn;  
Was an die Tage der Könige mahnt,  
Verfallen ist's der vernichtenden Hand.

Das Wehe geht um, ein bleicher Schemen,  
Will nimmer und nimmer ein Ende nehmen;  
Der Landmann aus den Dörfern getrieben,  
Irrt jammernd umher und obdachlos. —  
Birgt keinen Helden der Heimat Schoos? —  
Ist kein Getreuer mehr übrig geblieben? —

Erhebt sich kein Bollwerk dem Königthum? —  
Der Liebe gefeites Heiligthum —  
Muss es unter Mörderhand verbluten? —  
Verzehrt' es sich in den eignen Gluten? — —  
Wo horstet der Aar, der bedroht im Nest  
Die Königslilie in Klauen hält fest,  
Sie eher mit seinem Blute lässt färben,  
Als mit des Verrathes Makel kerben?

Ach, mächt'gen Jammers ist Alles voll,  
Und dieser wächst mit jedem Tage;  
Des Landmanns Lied ist ein Lied der Klage,  
Der Sang der Nachtigall verscholl.  
Die Sense, wenn sie nicht Waffe ward,  
Ruht in der Erde eingescharrt:  
Wenn sie mit Menschenschädeln säen,  
Gibts keine Ähren abzumähen.  
Tod dräuend, aus hohen Sträuchen empor,  
Reckt sich in die Luft manch Flintenrohr,  
Ein Liedlein bergend, dass Hören und Sehen,  
Dem, der es vernommen je, vergehen;  
Eichhörnchen, die im Wald sonst sprangen,  
Sie sind in Schaaren auf Wandrung gangen  
Nur Krähen und Raben, witternd Leichen  
Sieht man in Schaaren die Gegend durch-  
streichen.

Die vielen Kirchlein im weiten Thal  
Sind Waffenkammern und Arsenal;  
Die Priester auf den Kanzeln rufen,  
Was Waffen tragen kann, zum Kampf;  
Und vor der Altäre heiligen Stufen,  
Hebt sich statt Weihrauch Pulverdampf:

Das ist ein Weh, Gott sei's geklagt,  
Als ras'te durch's Land die wilde Jagd,  
Das Wild jedoch, das man jagen will,  
Hält furchtlos, ein grinsender Keuler, still,  
Der, wenn der Jäger nach ihm sticht,  
Mit seinen Hauern den Spiess zerbricht.

Doch steht ein Bollwerk dem Königthum,  
 Der Treue gefeites Heiligthum;  
 Drin horstet ein Aar, der, bedroht im Nest,  
 Die Königslilien in Klauen hält fest,  
 Sie eher mit seinem Blut lässt färben,  
 Als mit des Verrathes Makel kerben:  
 Es ist das starke Kervegan,  
 Das Marceau noch immer nicht zwingen kann,  
 Das auf die Fragen aus ehruem Stück,  
 Aus Flintenläufen gibt Antwort zurück;  
 Die Kugel, die vom Gemäuer prallt,  
 Mit einem getroffenen Herzen bezahlt.  
 Es ist der edle Graf Kervegan,  
 Ein treuer Vasall, ein ganzer Mann.

Graf Kervegan im festen Schloss  
 Ermuthigt der Männer kleinen Tross,  
 Facht mit vier Söhnen, vier Rehlein jung,  
 Das Häuflein an zur Begeisterung —  
 Es gleicht einer Blume der Seele Muth,  
 Der keimt in des Wortes heiliger Gluth;  
 Ihn weckt ein Lied, das den Lippen entflieht;  
 Er rafft sich empor, wenn er Waffen sieht,  
 Geschwungen im blutigen Gefecht  
 Für Vaterland, Freiheit und für's Recht.

Es loht mit der Gluth in des Grafen Brust  
 Empor der Männer Kampfeslust,  
 Und wenn, da sich der Jammer häuft,  
 Der Kämpfer Einen Zagen ergreift,  
 Dann ruft er ihm zu: „Mein Kampfgenoss!  
 „Des Königs Bollwerk ist dieses Schloss,  
 „Unsichtbar wallt er in unsrem Kreis,  
 „Kein braver Vendéer gibt ihn Preis.  
 „Des Blutes, das unsre Adern durchfließt,  
 „Ein jeglicher Tropfen des Königs ist;

„Und jede Sehne in unsrer Hand  
 „Zum Schutze seines Rechtes sich spannt;  
 „Und bersten die Mauern, stürzt ein der Wall,  
 „Wir kämpfen solange noch Ein Vasall  
 „Die Kraft hat seine Büchse zu laden,  
 „Die Brut zu beschliessen von Satans Gnaden.  
 „Wenn wir uns, Genossen, im Jenseits begegnen,  
 „Dann werden die Cherubim uns segnen;  
 „Dem Könige aber wollen wir melden:  
 „O Herr, wir fochten und starben als Helden,  
 „Wir haben, von alter Treue geftrmt,  
 „Dein altes, heiliges Recht geschirmt.  
 „Wir sind bei deinen Gesetzen geblieben,  
 „Wir haben mit Blut sie neu geschrieben,  
 „Mit unserer Feder: mit dem Schwert,  
 „Und uns als deine Vasallen bewährt.  
 „Dann in der Verklärung himmlischem Licht  
 „Zulächelt uns Allen sein Angesicht,  
 „Vergessen ist irdisches Jammersal  
 „In ewiger Wonne himmlischem Stral — —  
 „Doch wer sein Leben heimgebracht,  
 „Der schläft dereinst eine süsse Nacht,  
 „Sieht diesen Wirrsal gehn zu Schanden,  
 „Und über unsren getreten Landen  
 „Emporziehn die Sonne des Königthums;  
 „Er hat auch Antheil dieses Ruhms,  
 „Und kann sich sagen, ich that meine Pflicht,  
 „Und war ich von Nöthen, so fehlt ich nicht.“

Solch Wort gibt Kraft und frischen Muth,  
 Macht kühner wallen im Herzen das Blut,  
 Schafft um zum Helden den feigsten der Mannen,  
 Entzündet das Pulver der Büchsenpfannen,  
 Dass über den Teich die Kugel fliegt,  
 Die manches Menschenleben knickt;  
 Indess im Lager die Rebellen  
 Beschliessen, der Burg eine Falle zu stellen.“

## Zwei Lieder.

„Erspäht ist eine schwache Stelle  
Des festen Schlosses Kervegan;  
Leicht schaukelt eine sanfte Welle  
Hinüber den bemannten Kahn.  
Das wurde listig ausgesonnen. —  
Nur rasch an's Werk, ist halb gewonnen.  
Zwei Nachen werden ausgerüstet,  
Und sie besteigt, wen es gelüftet.  
Der Mond von Wolken rings beleckt,  
Als ob durch's Weltgewirr erschreckt,  
Er dieses Weh nicht wollte schauen,  
Begünstigt das gewagte Treiben;  
Dass ungehört die Ruder bleiben  
Erhebt sich ein Lärmen voller Grauen  
Im Lager, als wären entfesselt die Geister  
Der Hölle, dieser Erde Meister.

So unvernommen, ungesehn  
Schwankt Nachts dahin das Nachenpaar;  
Die Wachen, die am Walle stehn,  
Sie ahnen nimmer die Gefahr;  
Im Dunkel der Nacht erscheinen die Kähne  
Harmlos gaukelnde, stille Schwäne.

Auch rudern die Schiffe in einem Bogen,  
Der sie dem schärfsten Aug' entrückt.  
So ist die Ueberfahrt geglückt.  
Ein Schifflin birgt sich in der Bucht,  
Das andre ist an den Strand geschwommen.  
Das seichte Ufer ist bald erklimmen,  
Verlockend süß winkt nah die Frucht.  
Kaum manneshoch erhebt sich der Wall;  
Doch an der baumbedeckten Stelle,  
Bespület von des Teiches Welle,  
Ahnt Niemand einen Ueberfall.  
Der Führer Carnac und seine Genossen,  
Furchtlos gleich ihm und kampfentschlossen,  
Erklimmen die Brüstung; im Lager das Treiben,  
Das Schiessen in die schwarze Nacht,  
Lässt unentdeckt die Verwegnen bleiben,  
Wenn alles im Schloss auch ängstlich wacht.  
Des steinernen Walles bemooste Krone  
Ist schon erstiegen, sie rasten — da dringt  
Das Wehlied, das ihr Haufe singt,  
Herüber zu ihnen in dumpfem Tone,  
Gebrochen von des Teiches Wellen,  
Die zitternd vor des Liedes Schrecken  
Sich in der Tiefe fast verstecken,

Nicht wagend höher heut zu schwellen;  
Das Lied das alles Heilige höhnt  
Vernehm es, wie es grauenhaft tönt:

„Was wollt ihr mit Milde?  
Was wollt ihr mit Huld?  
Drum mit dem Schilde,  
Medusens gebuhlt! —

Auf! Lernet mit Todesverachtung zu schaun  
In dieses Antlitz, voll Schrecken, voll Graun!  
Der Schrecken, der ewig siegreiche Held,  
Erobert und bändigt die Welt.“

„Als ob nicht gebüte  
Solch Thun die Natur:  
Ist Morgenröthe  
Nicht Blutesspur?

Der Sonnengluthen versengender Brand,  
Er ist's der an Feuer und Brennen mahnt;  
Die nächtlichen Tropfen vom eisigen Thau  
Sind Thränen des Weh's auf der Au.“

„Die Stärke nur sieget  
Auf dieser Welt,  
Die Schwäche erliegt,  
Siecht hin und fällt.

Des Einzelnen Macht verkümmerte bald;  
Es lebt in den Massen die Allgewalt  
Die Herrschaft des Haufens frei, unbeschränkt,  
Hat die des Einen verdrängt.“

„Es lebe der Schrecken  
Und seine Macht! —  
Die Welt zu wecken  
Zum Licht aus Nacht.

Wir düngen mit Blut zerstampftes Gefild,  
Wir rasen dahin, eine Meute wild,  
Und aus Ruinen mit Leichen besät,  
Entkeimt des Volk's Majestät.“

Diess Lied, ein Jammerbauch aus Gräften,  
Verröchelt getragen von den Lüften,  
Und weckt in mancher Brust ein Ach,  
Und zuckt als ein Schrei des Entsetzens nach.

Indess vom tollen Lager drüben  
Das Lied dringt in des Schlosses Hallen,  
Ertönt in Begeisterung hüben  
Ein and'rer Sang von den Vasallen,  
Ein Sang, der jedes Herz erwärmt:  
Wenn niedergebeugt es droht zu erkalten;  
Ein Sang, der für den König schwärmt,  
Und mahnt, am Königthum zu halten.  
Ein Lied! Vernimm's! Wenn deine Lenden  
Ein scharfes Schwert, mein Jüngling, schmückt,  
Dann greifst du darnach mit muthigen Händen,  
Schwingst kühn es über dir, entzückt,  
Und rufst: Für meinen König führen  
Will ich die Waffe immerdar;  
Der Feind soll seine Schärfe spüren,  
Wenn meinem Fürsten droht Gefahr.

Wie ein Choral, ein heil'ger, klang  
Hinaus in die Nacht der hohe Sang:

„Das Königthum ist ein goldner Stern,  
Der sanft vom Himmel winket,  
Sein milder Schimmer nah und fern  
In tausend Herzen sinket.

Das Königthum ist Blitzeslicht,  
In stürmischen Gewittern;  
Den frommen Waller schreckt es nicht,  
Den Schuldigen macht's zittern.“

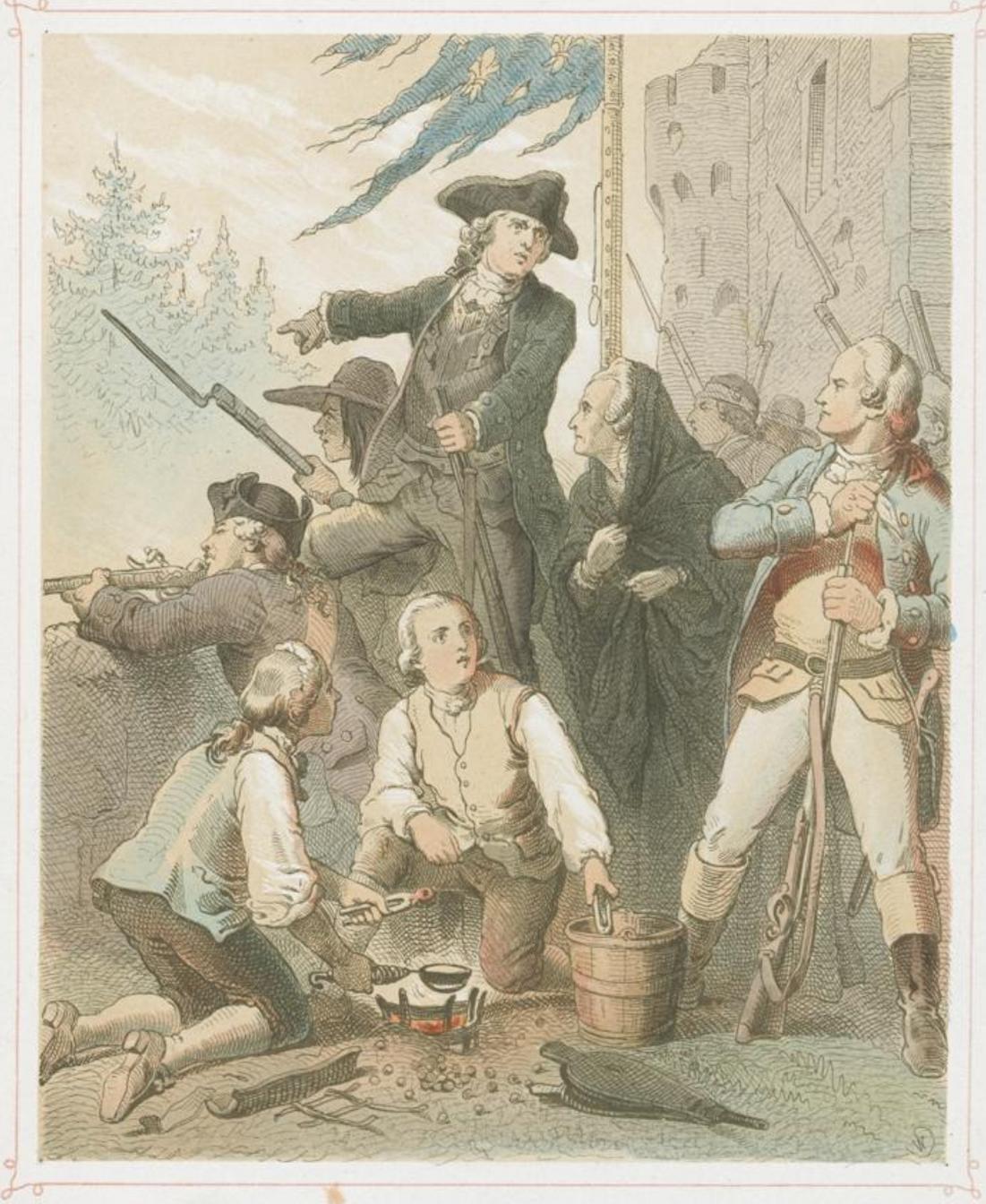
„Das Königthum ist ein schützender Schild,  
Gehalten von kräftigen Händen,  
Der Feindespfeil, wie gut auch gezielt,  
Zerbricht an den ehrnen Wänden;  
Das Königthum ist auch ein Schwert  
Für Recht und Gesetz zu schwingen,  
Den Frevler, der Recht und Gesetz nicht ehrt,  
Und äussren Feind zu bezwingen.“

„Das Königthum es gleicht auch  
Der hundertblättrigen Rose,  
Nach allen Seiten den duftenden Hauch,  
Bringt Zephyr mit süssem Gekose;

Das Königthum ist ein Eichenbaum  
Mit saftig gesundem Marke,  
Es nisten Tauben in seinem Raum,  
Drin horstet der Adler, der starke.“

„Vom Königthum lässt süsSES Lied  
Und liebliches sich singen,  
Das tief in deine Seele zieht:  
Ein Täubchen mit Adlerschwingen;  
Doch auch gewaltig von ihm es klingt  
Und minder fromm nicht und sittig,  
Dass es in deine Seele dringt:  
Ein Aar mit Taubenfittig.“

So tönet das Lied unter Becherklingen,  
Und Büchsenknall und Säbelschwingen,  
Hinaus in die tiefdunkle Naecht;  
Und den vom Lagerfeuer, dem hellen,  
Beschieneenen, mordlust'gen Gesellen  
Hat diese Antwort das Echo gebracht.“ —



Der Ueberfall.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

## Der Ueberfall.

„Es sitzt im alterthümlichen Saale  
Beim reich bestellten Abendmale  
Graf Kervegan mit seinen Mannen;  
Die vollen Sorgenbrecher bannen  
Auf Augenblicke alles Weh  
Der grauenhaften Gegenwart;  
Die Lust, die ewig heitre Fee,  
Aus Grüften und aus Särgen scharrt  
Empor sie der Hoffnung Immergrün  
Und lässt es in den Herzen blühen.  
Ihr blutigrothes Licht entsenden  
Zwei Fackeln an des Saales Enden  
Auf diese Gruppen mannigfalt;  
In Tracht verschieden, Ritter und Bauer,  
Doch Eins im Sinn und Eins in Trauer,  
Die ihre verbrannten Mienen malt.  
Des Keulers Hauer, des Hirsches Geweihe  
Und alterthümliches Jagdgeräth,  
Womit die gefälschte Wand besät,  
Schmückt stolz das heilige Banner der Treue,  
Mit der silbernen Lillie des Königthums,  
Den Blüten unverwelkten Ruhms.

Unheimlich bricht sich der Fackeln Brand  
An rostigen Panzern und alten Schildern;  
Die Schatten an der dunklen Wand  
Durchkreuzen sich in düstren Bildern.  
Das Leben einer alten Zeit,  
Das längst in Mausoleen modert,  
Vom Weh der Gegenwart gefeilt,  
Vom Stral der Begeisterung durchlodert,  
Herrscht in der Halle, bang geschäftig  
Und regt und rührt sich thatenkräftig.  
Das ist ein Drängen; es quillt durch die Adern  
Zugleich mit dem Blute nur Ein Gedanke;  
Den Herrn und Knecht trennt keine Schranke,  
Sie haben eingestellt das Hadern;  
Der Ritter opfert am Altar  
Des Vaterlandes sein freies Leben,  
Der Bauer bringt seine Knechtschaft dar,  
Und Schwert und Sense zugleich sich erheben;  
Schwer ist das Königthum bedroht,  
In solichem Jammer thut Eintracht noth;  
Und wacker halten sie hier zusammen,  
Indem sie durch Lieder sich entflammen



Es kämpft nun Alles auf andrem Feld:  
Die Gabel rührt sich, es klingt das Messer,  
Die muthigen Kämpfer sind tüchtige Esser;  
Den Kummer zu bannen, zu stacheln den Muth  
Darbieten die Flaschen ihr glühend Blut.  
In Gläsern perlt der duftige Wein  
Und schimmert so helle und strahlet so rein.  
O dass die Seele der wackren Streiter  
Die jezt ihn trinken, auch wäre so heiter!  
Wohl in das endlose Grab der Kehle  
Giesst aus manch Glas seine feurige Seele;  
Und dieser Geist weckt die Trauer nicht  
Und zündet nur der Freude Licht.  
Der köstlichen Labung würzige Zeichen  
Ruhn auf den Schüsseln die dampfenden  
Leichen;  
Das ist ein Kampf; doch nur der Tod,  
Nur was bereits Leiche, wird bedroht.  
Und sorgsam wird des Gastes gedacht  
Ihm Trank und Speise dargebracht.  
Wer dächt' als des Todes Opfer Alle,  
Die emsig da sitzen in der Halle,  
Indessen die Becher kreisen herum. —

Da tönt gesungen von kräftigen Stimmen,  
Dass zitternd die Töne im Raume verschwimmen,  
Die Hymne an das Königthum:

„Es irrt ein Volk in dunkler Nacht,  
Das seinen König verloren;  
Es haben Könige vollbracht  
Wenn Grosses ward geboren.  
Forscht emsig nur im Lauf der Zeit:  
Es sind die Völker verkümmert,  
Wenn sie unter sich im wirren Streit  
Das Königthum zertrümmert.“

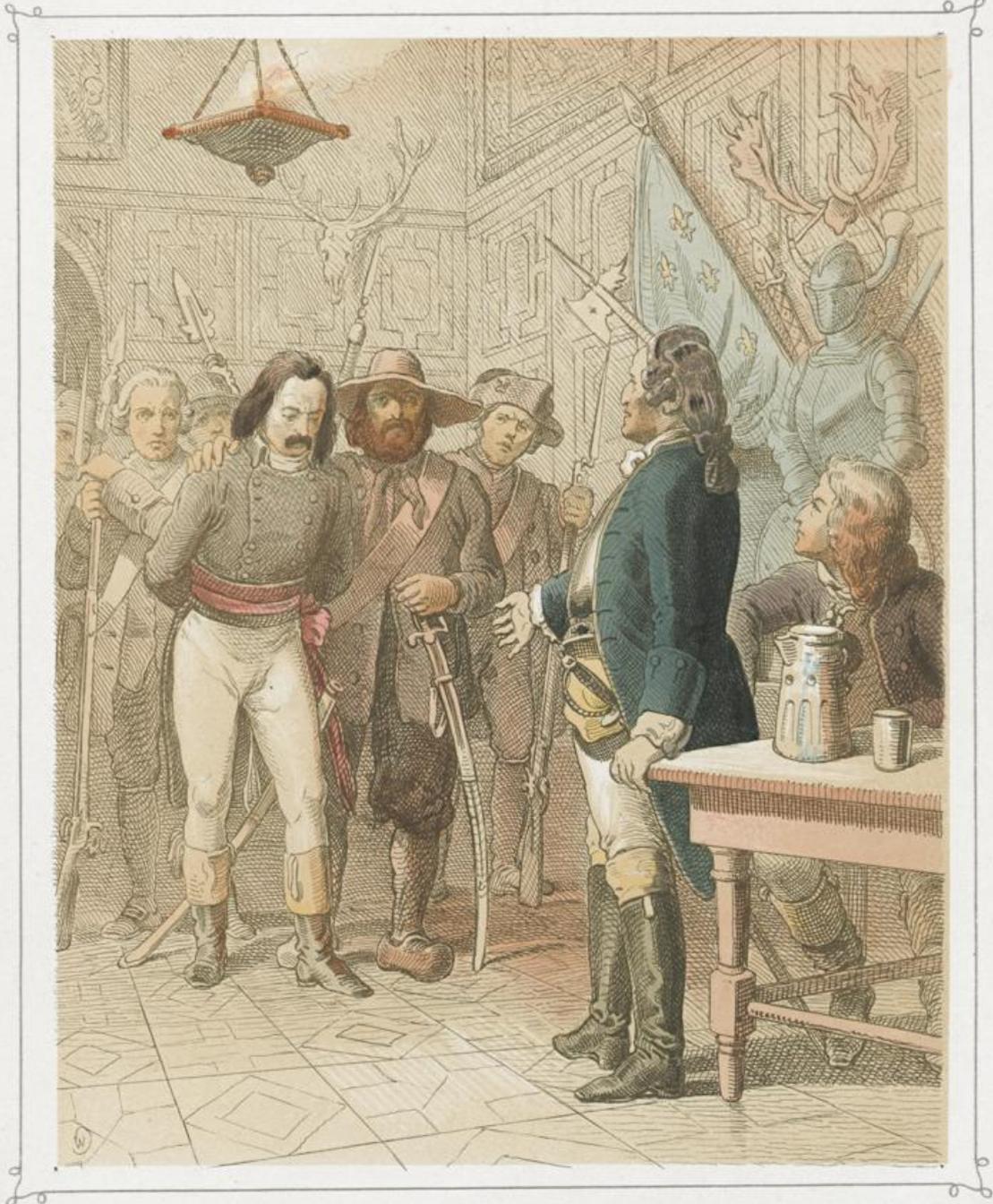
„Und hat ein König menschlich gefehlt  
Das rechte Ziel nicht gefunden,  
Dann hat sein Erbe gluthbeseelt,  
Geheilt des Volkes Wunden,  
O haltet an den Fürsten fest  
Sonst irren verleitet die Massen  
Ein Volk das seinen König verlässt  
Das hat sich selbst verlassen.“

## Der Graf.

„Graf Kervegan von altem Geschlecht,  
Ein würdiger Enkel wackrer Väter,  
Steht für den König und sein Recht,  
Ficht herzhaft gegen die Verräther.  
Die Könige haben Ehre und Macht  
Einst seinen stolzen Ahnen gegeben  
Die brachten dann in Gefahr und Schlacht,  
Zum Danke gerne dar ihr Leben:  
Denn für den Glanz, die Pracht im Frieden,  
Bringt der Vasall treu in Gefahr,  
Dem Fürsten seine Dienste dar:  
Schirmt er doch, was ihm selbst beschieden  
Und bietet, gepanzert vom Eigennutz,  
Dem Feinde Trotz zu eignem Schutz.  
Es war, wie alte Geschichten melden,  
Ein Stamm von treuerprobten Helden;  
An seiner Väter bewusster Tugend  
Nährt sorgsam jeder nächste Spross  
Die Keime der Treue in erster Jugend,  
Und zieht sie in frommer Einfalt gross.  
Dem Grafen lachte in jungen Jahren  
Der Hofgunst goldner Sonnenstrahl,  
Doch zog er es vor, im eignen Thal  
Die Huld, die er am Hof erfahren,

Zu üben an seinen Pächtern und Mannen:  
Man übt an Andren friedeverklärt,  
Was man an sich des Guten erfährt;  
Der rechte Weg das Weh zu bannen.

Ein Edelmann von altem Schrott  
Macht freches Treiben er zu Spott,  
Steht männlich gegen jeden Schelm  
Der ihn durch Uebermuth erboste,  
Und sorgt, dass blank sein Ritterhelm  
Und in der Scheid' das Schwert nicht roste.  
Er hat in jungen Jahren gefreit  
Gar eine zarte Edelmaid,  
Des Nachbars, der ihm gleichgesinnt,  
Vielholdes, anmuthvolles Kind,  
Das sanft von Angesicht und still  
Das Herz nicht schweigen lassen will  
Und, wenn es gilt, auf seinen Schlag,  
Ein Evangelium horchen mag, —  
Tief in des Busens schneueiger Hülle  
Die heiligsten Gedanken reift  
Und erst, wenn geläutert ihr frommer Wille,  
Von seiner Frucht die Schale streift;



Der Graf.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

Davon was sie bedächtig gesonnen  
 Und lang genährt hat insgeheim,  
 Legt sie in's Gattenherz den Keim,  
 Der wo er fiel zu sprossen begonnen,  
 Und Wurzel treibt, Frucht, neue Ranken,  
 Fortwächst zu Thaten und Gedanken;  
 Es ist ein Weib aus der Vendée,  
 Das eh' ein Kind es schaukelt im Arm,  
 Den Boden, der es gebar, liebt warm,  
 Mitfühlt der Heimath jegliches Weh;  
 Oel träufelt in seiner Freunde Wunden,  
 Dass bald vernarbend sie gesunden;  
 Gen seine Feinde Kugeln giesst  
 Und, fehlt's an Schützen, sie selber schießt;  
 Und, hielt' die Hand nicht fest und stark,  
 Mit Aug' und Herz trifft bis in's Mark;  
 Das, wächst die Gefahr, das Schwert erhebt,  
 Sich vor die Schwelle stellt und ficht,  
 In's Jenseits verhilft so manchem Wicht;  
 Wenn Alles misslingt, vor Gift nicht bebt;  
 Es ist ein Weib, das an der Scholle,  
 Auf der es geboren, begeistert hängt,  
 Das, wie der Jammer auch drängt und drängt,  
 Das Auge das vertrauensvolle  
 Aufschickt zum Himmel im höchsten Weh:  
 Von ihm hofft Rettung das Weib der Vendée.

Es lebt in Einsamkeit das Paar,  
 Der Sorge des Hauses und seinen Kindern,  
 Und weiss durch Eintracht ganz und gar  
 Den Kummer der Tage klug zu lindern.

„O Einsamkeit, in deiner Stille  
 Lebt schaffend des Friedens seliges Glück;  
 O dass mit ihres Segens Fülle  
 Die himmlischen Tage kehrten zurück,  
 Wo auf der Liebe lockenden Ruf  
 Die zärtliche Muse emsig schuf.“

„Wo meiner Stube trauliche Räume  
 Einschlossen die kühnsten Fantasien,  
 Und jeder meiner gewagtesten Träume,  
 Verwirklicht zu werden schien.  
 Wo niemals mir die Macht gefehlt,  
 Zu herrschen in dieser kleinen Welt.“

„Des Epheu dunkelgrüne Ranken  
 Sie drangen von Aussen herein zu mir,  
 Verknüpften meine stillen Gedanken  
 Alleinzig, Aussenwelt, mit Dir;  
 Fürwahr, ein sanftes, ein lockeres Band:  
 Das, wenn ich wollte, zerriss meine Hand.“

Diess selbst sich geschaffene Paradies  
 Graf Kervegan nur selten verliess,  
 Zuweilen — er muss es lassen geschehn —  
 Lässt er in Demuth bei Hof sich sehn,  
 Dasselbst in ritterlichem Schweigen  
 Dem König die Treue zu bezeugen.  
 Indess sorgt seine Hausfrau daheim;  
 Und ihre Milde segnend waltet,  
 Wo fördernd des Herren Strenge geschaltet.  
 Sie pflanzt den Söhnen der Tugend Keim  
 In ihre jugendlichen Seelen,  
 Sorgt, dass sie nie zur Messe fehlen.  
 Und pflegt und biegt das junge Reis  
 Zum Segen der Menschheit und Gott zum

Preis,

Dass unter mütterlichem Mahnen  
 Sie wandeln auf geraden Bahnen,  
 In ihren Herzen Glauben und Recht,  
 Streng gegen sich, mild gen den Knecht.  
 Und kehrt der Graf vom Hof zurück,  
 Ob seines Königs Huld voll Glück,  
 Dann schaut er Garten, Wald und Feld  
 Mit sonderlichem Fleiss bestellt,  
 Und seine Söhne, rührig und gut,

In Allem und Jedem sein eignes Blut;  
Es stellet sich ihm Alles dar,  
Als ob er gar nicht fern gewesen;  
Nur aus den Blicken, freudeklar,  
Aus strahlenden Mienen ist zu lesen  
Des Herzens allerhöchste Lust:  
Dass man den Herrn daheim gewusst.

Doch sollt' es nimmer bleiben so selig,  
Die Zeiten wandeln den Frieden allmählig,  
Der Frohsinn ergriff den Wanderstab  
Und fand auf der Strasse alsbald sein Grab;  
Der Wahnsinn, welcher die Welt durchrast,  
Lud sich allüberall zu Gast.  
Und in des Schlosses friedlichen Räumen  
Lässt sich's von einer seligen Zeit  
Und von dem Zauber der Einsamkeit,  
Derfortgescheuchten, auch nicht mehr träumen.  
Der Graf, erschüttert ob diesem Verlust,  
Barg seinen Schmerz in tiefster Brust.

Gedrungen, kräftig von Gestalt,  
Inmitten zwischen Jung und Alt  
War's eine eiserne Natur,  
Die keiner irdischen Macht sich beugte.  
Das rabenschwarze Haupthaar zeigte  
Nur wen'ger weisser Fäden Spur;  
Den Mund umschattete ein Zug  
Tiefinnrer wahrer Todverachtung;  
Des Auges düstere Umnachtung  
Verrieth, was er im Herzen trug:  
Ach! über die schwer entartete Zeit  
Das allertiefste Seelenleid.  
Oft, wenn er schaut auf Weib und Kind,  
Ist's ihm, als ob das Herz ihm bräche.  
Beim Himmel, grosse Helden sind  
Die Sklaven mancher grossen Schwäche.  
Oft glänzt's im Blick, doch sah man leicht

Es war ein Glanz, der thränenfeucht,  
Der auf der Wange reinem Vliess  
Die salzige Spur zurückeliess;  
Der Graf dann überrascht von Thränen  
Dräut, grimmig knirschend mit den Zähnen,  
Und grollt und lärmt; durch solch Geberden  
Soll bald sein Auge trocken werden.  
So weiss er Thränen zu ersticken  
Und trocknen Auges stets zu blicken.  
Fast keiner sah noch den Grafen weich,  
Doch auch von Allen, die ihn gekannt,  
Hat Niemand hart den Grafen genannt.  
Er wirft die Stirne hoch und bleich  
Im Trotz empor, schwört den Verräthern  
An Land und König ew'ge Rache:  
„Gerecht beim Himmel! ist meine Sache,  
Drum tausend Weh den Uebelthätern.“

In seinem schlichten Jagdgewand,  
Den Doppelstutzen in der Hand,  
Am Kopf die Pikelhaube zum Schutz,  
Die Brust gepanzert den Kugeln zum Trutz,  
Zeigt er sich herzhaft auf dem Walle;  
Wenn zunimmt der Belagerung Noth  
Und immer grösseres Unheil droht,  
Ist er es, der sie ermuntert Alle.  
Wenn Kugeln, vom Geschick getragen,  
Links, rechts mit Zischen niederschlagen,  
Dann steht er unbekümmert da,  
Als wollt er durch den Gleichmuth sagen:  
Gott ist stets dem Gerechten nah!  
Es ist als ob gefeit sein Leib;  
Oft steht zur Seite ihm das Weib  
Und bebt nicht vor dem Todesweh',  
Sein Blick flammt auf, man denkt, er kann  
Entzünden das Pulver auf der Pfann',  
Ein Weib im Herzen der Vendée!

Der Söhne Doppelpaar durchglüht  
Der gleiche Hochsinn im Gemüth.  
Die jüngsten, unerfahren im Schiessen,  
Beschäftigen sich mit Kugelgiessen  
Und wickeln emsig die Patronen  
Und füllen sie mit gehacktem Blei,  
Ganz unbekümmert: als ob es Bohnen,  
Der Schuss in die Luft zu verpuffen sei.  
Die ältren, Gleichmuth in den Mienen,  
Stehn ihrem Vater stolz zur Seit'  
Und geben ihm überall das Geleit,  
Als ob sie eifersüchtig schienen,  
Gilt es zu beweisen ihren Muth;  
Doch wenn sie wallen Arm in Arm

Sich schauen in die Augen warm,  
Dann ist es wahres Bruderblut,  
Das weckend nur die reinsten Triebe  
Bekundet brüderliche Liebe.

Wohl mag von Beiden jeder gern  
Sein Theuerstes zum Opfer geben,  
Für seinen König, für seinen Herrn:  
Sein junges hoffnungsvolles Leben.  
Das war die Liebe, die ewig jung  
Sich hat vererbt in der Familie,  
Mit rührender Begeisterung  
Beschirmend treu die Königslilie.

## Die letzte Oelung.

„Jenseits des Teich's die Feindesschaar  
Griff, da die Kriegslist misslungen war,  
Ergrimmter an das alte Schloss.  
Die Kugeln sausten aus Feuerschlünden,  
Die alte Feste anzuzünden,  
Und sanken in ihrer Wälle Schooss,  
Oft aber in den Weiher hinab,  
Um zischend zu enden im Wassergrab;  
Und fuhr auch manche bei ihrem Fall  
Wie eine Schlange dahin den Wall,  
Die, während im Glühn den Raum sie lichtet,  
Ein Leben, wo sie trifft, vernichtet,  
Diess focht nicht an die wackren Mannen,  
Die Widerstand und sonst nichts sannen.

Je mächtiger die Gefahr auch droht,  
Und grinsender lacht der blasse Tod,  
Der älteste Sohn des Grafen bleibt  
Ein Gebilde von Erz, und nur verweg'ner  
Ladet, zielt, und mit Kugeln schreibt  
Die Antwort er zurück dem mächt'gen Gegner.  
Das ist der Jugend Zauber eben,  
Dass sie in unverkümmter Lust,

Nicht mäkelte um ihr kurzes Leben,  
Dass sich in schmerzsfreier Brust  
Nicht Angst, nicht Furcht, nicht Sorge rogen,  
Und sie der Gefahr sich stemmt entgegen.  
Die Jahre, die Freude, die so selten,  
Die Sorge: den Schmerz mit Lust zu vergelten,  
Sie machen feige den Menschen, verlöschen den Muth  
Und tödten des Hochsinns Flammengluth  
Und lassen ihn unter Stöhnen und Jammern  
An dieses Lebens Trübsal sich klammern,  
Wie der Schiffbrüchige in Hast  
Des Wrackes Mast, sich zu retten, erfasst,  
Doch nur verlängert seine Qual;  
Dann endlich verschlingt ihn der Wogenschwall.

Des Grafen Sohn weicht nicht vom Walle  
Er muntert nur auf die Kämpfer alle;  
Es scheint, sein Genoss ist Meister Tod,  
Im Sturm der Vernichtung selbst Pilot,  
Verfehlt, als ob sie Dämone trügen,  
Keine Kugel ihr Ziel, und in letzten Zügen  
Haucht drüben Mancher das Leben aus,  
Verwünschend schwer den unseligen Strauss.

Im Schloss indessen wallt Carnac frei,  
Als ob er ein Königlich sei;  
Gedeckt ist sein Platz an ihren Tischen,  
Dem Gaste kredenzen die Diener den frischen,  
Erquickenden Labetrunk voran;  
Gar seltsam beschleicht es den fremden Mann  
Und rührt ihn fast solch hochherzig Handeln,  
Er möchte gern ihr Schicksal wandeln,  
Doch wie es mit solchen Kumpanen beginnen?  
An dieser Frage zerschlägt sich sein Sinnen.

Schon geht der Mundvorrath zu Ende,  
Doch giebt es noch schussfert'ge Hände  
Und giebt es Pulverfässer genug.  
Verhossen die Kugeln! was liegt daran,  
Bald ist's um der Wände metallnen Schmuck,  
Um silbernes Kirchengeräthe gethan,  
Es wird in Stücke und Splitter zerhackt  
Und muss zur Ladung wie immer passen;  
Sie wehren sich gleich Satanassen,  
Ein Sinn beseelt Alle und Keiner verzagt.

Und wieder giesst aus das Rosenblut  
Des keimenden Tages ein neuer Morgen,  
Die Gräuel, unter der düstren Hut  
Schmerzvoller Nächte kaum geborgen,  
Sie schreien empor zum Sonnenlicht,  
Dass Einem das Herz darüber bricht.  
Gewaltiger stürmen ein die Dränger,  
Nur Einen Tag noch und nicht länger  
Kann sich des Schlosses Besatzung halten;  
Den letzten Rest hat die Hoffnung geborgt,  
Die nimmer liess den Muth erkalten;  
Für Vorrath hat die Verzweiflung gesorgt.  
Wohl ist noch Pulver in Fülle vorhanden,  
Die Vorrathskammer doch ist leer,  
Das Fleisch ging aus, kein Mehl giebt's mehr,  
Kein Schifflin mit Vorrath kann mehr landen;  
Dem Schlosse, bald nur mehr ein mächtiges Grab,

Schnitt alle Zufuhr der Gegner ab;  
Konnt auch die Burg der Feind nicht zwingen,  
Den Wall wird der Hunger überspringen,  
Und wo das Pulver die Wette verlor,  
Gewinnt sie ein mangelndes Weizenkorn.

Bringt jede Secunde auch neue Leichen,  
Doch wollen die Bedrängten nicht weichen;  
Das Leben nicht gilt es, nicht kümmert die Noth,  
Sie lassen sich nur nicht den Heldentod,  
Und sei es unter rauchenden Trümmern,  
Für ihren König und Herrn verkümmern.  
Es zweifelt Keiner mehr am Falle,  
Doch Alle wie Einer und Einer wie Alle,  
Gott auf den Lippen, das Schwert in der Hand,  
So wollen sie sterben für's Vaterland.

Hilf Himmel, was soll das hastige Drängen  
In Hallen, Gemächern, auf Treppen und Gängen?  
Bestürzung spricht aus allen Mienen;  
Ist denn des Jammers noch nicht genug?  
In stummer Trauer naht ein Zug  
Von Aussen her zur Schlosseshalle,  
Es fiel von einer Kugel getroffen  
Des Grafen ältester Sohn am Walle,  
Und Rettung ist nicht mehr zu hoffen.  
Die Qualen des Lebens gleichen Bienen  
Es wallfahrtet der schwärmende Zug  
Rastlos nach dem Golgatha der Schmerzen  
Und nach dem Oelberg gebrochener Herzen,  
Und immer schliessen auf dieser Bahn  
Sich neue Bienen dem Zuge an.

Sie stellen die Bahre im Saale nieder;  
Die Mutter eilt herbei in Hast,  
Und wenn sie auch bis ins Mark erblasst,  
Netz doch keine Thräne die Augenlieder;  
Sie kniet zum verwundeten Sohne hin,  
Kaum, dass den Lippen Seufzer entfliehn;

Das ist ja eben der höchste Schmerz,  
Der ganz zurück sich zieht in's Herz,  
Den Jammer, den das Geschick gesät,  
Auch nicht durch einen Laut verräth;  
Gebet, im Glücke ein schwanker Halm,  
Erstarkt im Weh zur stützenden Palm,  
Woran sich der fast Verzweifelnde klammert,  
Der dann im höchsten Schmerze nicht jammert.  
So fasst auch die Mutter sich im Gebet,  
Das von den gläubigen Lippen weht,  
Wie blutige Thränen ihr Herz auch vergiesst,  
Vom glühenden Auge kein Tropfen fließt.

Versammelt stehen in der Halle  
In tiefem Schweigen die Mannen alle,  
Nicht dünkt Ihnen diese Fügung so hart;  
Das Loos, das heute dem Jüngling ward,  
Bleibt ihnen nicht aus, doch ein Tag der Frist,  
Nicht solchen Helden willkommen ist.  
Da klingt ein Glöcklein sanft und bange,  
Ein tönender Seufzer vom Schlossesgange:  
Ein Priester Gottes, muthbeseelt,  
Der Burgkaplan in heil'ger Verklärung,  
Ein Hirt am Altar, im Kampf ein Held,  
Naht mit der heiligen Wegezehrung,  
Das Schwert gegürtet um die Lenden,  
Den Leidenskelch in gefalteten Händen.  
Auf ihre Knie sinkt die Schaar  
Der Priester hält ihr den Kelch entgegen  
Gibt leise betend ihr den Segen —

Dann reicht er die letzte Oelung dar  
Dem Sterbenden, der das Haupt kaum hebt,  
Indessen unholdbar schnell und schnelle,  
Hinströmt versiegend des Lebens Welle.  
Er hätt', um zu kämpfen, so gern noch gelebt;  
Die Hand nach der nächsten Büchse noch langt,  
Doch alsbald sinkt sie entkräftet nieder;  
Und in das blutige Kissen wankt,  
Das Haupt gebrochenen Blickes nieder,  
Noch von den Lippen ein Röcheln bebzt,  
Wohl ihm, des Glücklichen Geist ist entschwebt!  
Vollendet ist des Priesters Gebet,  
Das Glöcklein klingt, von dannen er geht;  
Und schweigend die Männer sich erheben  
Die paarweis ihm das Geleite geben.

Längst ist verklungen das Glöcklein, das helle;  
Man bringt die Leiche in die Kapelle;  
Der Graf, der lang' eine Säule stand,  
Den Hahn der Doppelbüchse spannt;  
Sein zweiter Sohn läd't stumm die seine  
Und nimmt statt Kugeln Kieselsteine. —  
Die Mutter küsset noch einmal die bleiche,  
Erkaltete Wange der theuren Leiche,  
Dann eilt sie mit dem Rest der Kräfte  
Mit ihren zwei jüngsten an ihr Geschäfte,  
Rollt stumm Patronen, gut und fest,  
Erstickt die Thräne in ihren Augen,  
Damit sie nicht das Pulver nässt,  
Das feucht zum Schusse nicht könnte taugen.“

## Die Bluttaufe.

Gerührt, im Innersten bewegt,  
Von solchem Muth, von solcher Sitte,  
Zagt Carnac in der Helden Mitte;  
Denn wo sich solche Liebe regt,  
Da muss dem Herzen weh' geschehn,  
Weiss es, sie müsse untergehn.  
Stirbt auch die Liebe gottergeben,  
Mehr frommt es, dass sie bleib' am Leben;  
Sie nährt mit ihrer Himmelsglut  
Noch tausend Herzen, jung, im Blühen;  
Eh' in der Selbstsucht tück'scher Hut  
Die Flammen, womit sie wärmt, verglühen.  
Und vor den Grafen tritt er bald,  
Vom Weh', von Liebe überwallt:  
„Genug des Blutes ist geflossen,  
Mir schaudert vor solchem Widerstand;  
Graf, Euch und Euren Kampfgenossen  
Beut sichere Rettung meine Hand;  
Erhaltet Euch mit Euren Kriegern  
Für späterer Kämpfe süßes Loos,  
Und nicht Besiegten gleich, gleich Siegern  
Verlasset Eurer Väter Schloss,  
Euch und die Euren, Graf, gerettet,  
Nicht an's Verderben all gekettet!

Wenn jeder noch, ein braver Mann,  
Das Schwert begeistert schwingen kann  
Für ein von mir bestritt'nes Recht,  
Erzeugend solch Heroengeschlecht,  
Dann sucht zur Unzeit nicht den Tod,  
Spart Euch für andrer Zeiten Noth, —  
Stosst nicht den Schutz, den ich Euch beue,  
Zurück, diess bringt Euch ew'ge Reue,  
Und des Verderbens schwere Wucht  
Vernichtet Eures Trotzes Frucht.  
O! haltet Haus in solcher Zeit  
Mit solcher Treu' und Ergebenheit,  
Um Euren König zu beschützen,  
Wird Euer Heldenmuth Euch nützen,  
Doch der Verwegenheit tollkühne That  
Schafft weder Ihm, noch den Euren Rath!“

Der Graf entgegnet diesen Worten:  
„Nie öffnen meines Schlosses Pforten  
Freiwillig sich; sprengt sie Gewalt,  
Dann seh' ich dem Tod in's Auge kalt;  
Hier bin ich Herr nicht mehr, nur Knecht,  
Im Dienste für des Königs Recht,  
Gewöhnt, auf sein Geheiss zu handeln,

Entschlossen, nie den Sinn zu wandeln,  
Und wenn mir tausend Dolche drohten;  
Mein Eid gilt mehr mir, als mein Leben.  
Noch hat mein König mir nicht geboten,  
Dem Feinde mein Schloss zu übergeben,  
In seinem Dienste will ich es auch halten.  
Fragt alle hier die Jungen und Alten,  
Die unerschütterlich beschützen  
Des Königs Eigenthum, entschlossen,  
Ihr Blut zur Neige zu verspritzen,  
Und willigen ein die Kampfgenossen,  
Wohlan, dann schleppe mich die Rote,  
Die ihrer schuld'gen Tren' vergass,  
Mich, ihren Führer, zum Schaffotte,  
Denn sonst vernichtet sie mein Hass.“

Gesprochen hat der Graf; dies Wort  
Ergreift seinen Gast ganz wunderbar,  
Ein solcher Sinn, in solcher Gefahr,  
Ist wohl ein geheimnissvoller Hort,  
Der seltsam kräftigt, die Seele stählt,  
Wenn sich der Gefahr auch Gefahr vermält.  
Es klingt, was ruhig der Graf erst sprach,  
In Carnac immer wieder nach;  
Wohl kann er solchen Hochsinn fassen;  
Im Blick des Grafen war auch zu lesen,  
Es sei kein schaales Wort gewesen,  
Er wolle That es werden lassen;  
Doch wo nicht Rath zu helfen weiss,  
Soll Rettung werden um jeden Preis.

Und wie er sinnend am Walle steht,  
Die Luft ein Lied herüberweht;  
Die Krieger, ziehend auf die Wacht,  
Sie machen singend ihre Runde;  
So klingt das Lied in dieser Stunde  
Gar feierlich in die dunkle Nacht.  
Und wie der Wall, mehr oder minder,  
Sich krümmt, töut stärker und gelinder

Der festliche Choral in's Ohr,  
Der wohl im Luftraum sich verlor;  
Doch wenn schon längst verstummt die Kehle,  
Noch immer fortlebt in der Seele:

Es lebe das mächtige Königthum,  
Für alle Zeit ihm Preis und Ruhm,  
Wir halten an ihm mit Treue;  
In Freud' und Leid, in Lust und Noth,  
Mit ihm zum Leben, für es zum Tod,  
Sein Glanz ist unsre Weihe.

Versiegt im goldnen Becher der Wein,  
Wir schenken unser Herzblut ein  
Und lassen den König leben! —  
Und schmilzt das Schwert uns in der Hand,  
Wir halten mit den Leibern Stand,  
Um nie uns zu ergeben.

Dann strahlt dereinst auf unser Grab  
Des heil'gen Königs Blick herab,  
Und waffnet unsre Erben.  
Wir halten an ihm für und für,  
Und sterben wir, so wollen wir  
Für unsren König sterben!

An der Krümmung des Walls der Sang sich  
brach,  
Bis ganz er in der Nacht verklungen,  
In Carnac's Seele doch rief er wach  
Gar mancherlei Erinnerungen;  
Und wie er sich so im Sinnen verlor,  
Da wecken ihn Tritte, er schaut empor,  
Graf Kervegan ihm entgegen schreitet,  
Ernst, sinnend, schweigsam und ungeleitet.

Lang' steh'n sich beide Männer in trüber,  
Grau'nvoller Betrachtung gegenüber,  
Und seh'n sich schweigend an und still,

Was dieses Schweigen doch sagen will!  
Nicht bloss der Feind spricht so zum Feind,  
Die Sprache verstehen auch Freund und  
Freund;

Dann aber hebt Graf Kervegan  
Zu seinem Gaste also an:

„Wenn sich der Mensch vom Menschen trennt,  
Ist er's allein, der es verschuldet,  
Weil er sein Recht nur anerkennt,  
Und neben sich kein Recht mehr duldet.  
Ihr nahtet mir als Freund, ich stiess  
Zurück die Hilfe, uns geboten,  
Schon längst zählt' ich mich zu den Todten,  
Weil Hass mich von der Menschheit riss,  
Die tretend wild aus allen Gleisen,  
Zu Greueln schreitet, die das Blut  
Von Männern, hart geprüft im Muth  
Und gross in Drangsalen, vereisen.  
Von ihr, die frech in ihrem Schooss  
Den Wahnsinn birgt und die Verzweiflung,  
Anzog die Jacke der Vertheufung,  
Sagt' ich mich mit den Meinen los.“

„Es war ein kalter Wintertag,  
Starr, wie der Menschheit Herzensschlag,  
Stand still der Pulsschlag der Natur,  
Von Liebe weitaus keine Spur,  
Ob der Vergangenheit nur Trauern  
Und vor der Zukunft banges Schauern.  
Wer heut' noch stark wie eine Eiche  
Des Lebens vollen Becher schwang,  
War vielleicht Morgen eine Leiche,  
Dess' Blutquell das Gerüste trank;  
Wie in der Siege goldnen Tagen  
Dem Jubel wichen Schmerz und Klagen,  
Wie Liebe, väterliche Huld,  
Einst Frohsinn und Gehorsam schufen,  
So schleppte für erlog'ne Schuld

Zu des Schaffottes blut'gen Stufen  
Jetzt Hass die Opfer, dass neues Heil  
Der Menschheit werde vom Henkerbeil.“

Das Morgenroth, des Abends Glut  
Schien nur der Widerstral vom Blut,  
Das auf der Erde jammervoll  
In Strömen durch die Strassen quoll,  
Dass Sühnung forderte sein Rauch.  
Im Kerker nur, wo Ludwig trauert,  
Ein König noch im letzten Hauch,  
Da schien ein Rest noch eingemauert  
Der Liebe, dieser engelgleichen,  
So süssen, wenn auch schmerzenreichen;  
Und dieser Rest den Herrn versöhnt,  
Wenn frevelnd ihn die Menschheit löhnt.“

„Der Trommeln dumpfes Dröhnen zittert  
An jedes Ohr, der Wirbel sagt,  
Was keine Menschenlippe wagt,  
Wenn es auch jedes Herz erbittert,  
Und Flüche, lange warm gehegt,  
In jeder treuen Seele weckt:  
In solchem Jammer sind sofort  
Die Flüche selber Gottes Wort.  
Nur hie und da, wie Liebesflüstern,  
Schien „Gnade“ mancher Mund zu rufen:  
Verwegne, nach dem Henker lüstern,  
Die von des Blutgerüstes Stufen  
Sich laut zum Königthum bekennen  
Und diese Richter Mörder nennen!  
In Waffen stand ein ganzes Heer  
Mit brennenden Lunten vor Kanonen,  
Die Mannschaft eine marmorne Wehr,  
Das Recht, das heilige, zu entthronen,  
Der Zeit ein Brandmal zu brennen dreist,  
Das ewig schändet des Menschen Geist.  
Aus jeder Ecke starrt das Entsetzen;  
Das Wasser, das aus den Brunnen quoll,

Mag nie den Durst der Verruchten letzen,  
Die also gefrevelt wahnsinnsvoll.“

„Schon regt sich's ächzend in der Stadt,  
Die Pulse hören fast auf zu schlagen:  
Es geht zum Hochgericht den Pfad  
Mein König auf dem Henkerwagen.  
Wo seines Ahnherrn ehr'nes Bild  
Das Volk, das gross er schuf, begrüßte,  
Dort stand der Freiheit Medusenschild,  
Der Henker vor dem Blutgerüste.  
Der Wagen naht, ich sah, es gilt,  
Ich dränge vor mich durch die Schaaren,  
Nicht acht' ich Hemmniss, nicht Gefahren.  
Die Kinder halt' ich hoch empor,  
Befehle meine Seele Gott,  
Und so zunächst an das Schaffot  
Dring' ich mit meiner Bürde vor;  
Erhaben über das Verbrechen,  
Das an ihm übt die Mörderschar,  
Hör' ich den heiligen Ludwig sprechen:  
„Unschuldig bring' ich mein Leben dar,  
Ich ruf' es laut hier am Schaffot,  
Und vor meinem einzigen Richter, vor Gott“ —  
Er sprach es nicht aus, die Trommeln rau-  
schen,  
Die Waffen klirren, es ist kein Wort  
Der muthigen Lippen mehr zu erlauschen,  
Doch hätten im Haufen Mord an Mord  
Jetzt Meuter begangen, man achtet' es nicht;  
Entsetzen vor diesem Blutgericht  
Schlug alle Herzen in eh'rne Haft;  
Und lähmte jedwede Willenskraft;

Ein Eisblock startete die Menge still,  
Sie kann nicht handeln, wenn sie auch will,  
Im Munde erstarb mir des Fluches Wort —  
Der Henker ging an seinen Mord — —  
Doch ich erhebe über den Haufen  
Empor meine Söhne — um, fiel das Beil,  
Mein Kinderpaar zu neuem Heil  
Mit dem verspritzten Blut zu taufen.  
— Dumpf kollert's nieder, der Wiederhall  
Von des entfesselten Mordbeils Fall  
Wird ewig in meinen Ohren dröhnen  
Und dieser Unthat mich gemahnen,  
Und damals schwur ich bei meinen Ahnen,  
Die That zu rächen mit meinen Söhnen.“

„Wer je das Liebste, was er besass  
Im Leben, durch den Mord verloren,  
O, der erräth es, was mein Hass  
In jenem Augenblick geschworen.  
Das Schwert in der Hand, so werd' ich  
sterben,  
Doch meine Rache wird sich vererben;  
Und flattert im Wind meine Asche fort,  
Ein Kervegan sühnt den Königsmord.“

Es schweigt der Graf, sein wackrer Gast  
Hat, was er brüetet, bald erfasst,  
Solch Wort in solchem Augenblick —  
In dem todträuend das Geschick  
Graunvoll hereinzubrechen droht,  
Kein Ausweg übrig bleibt, als Tod, —  
Solch Wort lässt sich für alle Zeiten  
Bestimmt nach Einem Sinn nur deuten.“

## Die letzte Nacht.

Es lichtet sich der Seele Dunkel,  
Des Herzens eis'ge Decke thaut,  
Wenn Nachts der Sterne sanft Gefunkel  
Des Menschen Auge voll Sehnsucht schaut;  
Und mit den Sternen, die von den Hallen  
Des Himmels herab zur Erde fallen,  
Sinkt oft ein Licht in unser Gemüth,  
Und das erstarrte Herz erglüht  
Zu hochbegeisterten Gedanken,  
Durchbrechend alle ird'schen Schranken.  
Hinaus von einer sichern Stelle  
Des Walls blickt Carnac in die Nacht,  
Indess im Teich die lust'ge Welle  
Am Fusse des Gemäuers lacht,  
Sanft schäkernd wäscht die tiefen Wunden,  
Womit Geschütz den Wall durchbohrt;  
Das Säuseln des Rohrs will er erkunden,  
Enträthseln das windgehauchte Wort.  
Das Kosen der Lüfte, der Wellenschaum  
Gemahnen ihn an des Lebens Traum,  
Der mit so leisem Geflüster beginnt  
Und unter solchem Gesäusel verrinnt.  
Sein Auge blickt in's herrliche Thal,  
Wo rings das Leben blüht in Fülle,

Das in des Mondes silbernem Stral  
Daliegt in sanfter, in heiliger Stille,  
In das des Menschen ruchloses Herz  
Das Weh', den Jammer und die Klagen,  
Des Mordes nie versiegenden Schmerz  
Und ewiger Rache Keim getragen.  
Die grünen Tannen, die schlummermatten,  
Sie singen selbst sich Wiegenlieder,  
Und senken mit ihrem dunklen Schatten  
Sich auf des Weihers Spiegel hernieder,  
Um in der Wellen kühlem Umfange  
Zu stillen ihr glühendheisses Verlangen.  
So schaut er in die heitre Nacht,  
Saugt auf der Erde unendliche Pracht,  
Versucht's, sein Denken zu vertauschen,  
Dem Zuge der säuselnden Luft zu lauschen.

Das lüsterne Treiben der Natur  
Weist seinen Gedanken neue Wege,  
Ja, und sein Geist, der ewig rege,  
Folgt alsbald einer andren Spur.  
Vergeblich sucht er den blühenden Mohn,  
Dem lächelnden Gotte des Schlafs zu ent-  
winden,

Im Schlummer jene Ruhe zu finden,  
Die schon seit Tagen ihn gefloh'n.  
Er sinnet, wie er Rettung schaffe,  
Und drängt ihn namenloses Weh,  
Dass solche Opfer der Tod entrafte,  
Dass solcher Hochsinn untergeh'.  
In Tagen, wo des Wirrals Brand  
Verwüstend senkt durch's Vaterland,  
Bedarf es solchen Stamm's von Helden;  
Wo Vater, Mutter, jedes Kind  
Gleich dem Vendérvolk gesinnt,  
Wird kein Geschichtsbuch Gräuel melden.

Da leuchtet sich das Bogenfenster  
Ihm gegenüber, Schatten flieh'n  
Vorbei wie nächtliche Gespenster,  
Es reisst aus seinen Träumen ihn;  
Er rafft sich auf, weiss kundig zu nützen  
Die Risse der Mauer, drein vielgewandt  
Den kletterkundigen Fuss zu stützen.  
Das Fensterkreuz erfasst die Hand,  
Und durch die Scheiben schaut er die helle,  
Erleuchtete, heilige Schlosskapelle;  
Er schaut, durch seine Seele quillt  
Es ihm geheimnissvoll und mild.  
Und wenn ihn je der Hass getrieben,  
Je zu Verfolgung ihn geführt,  
Von so ergeb'nem Sinn geführt,  
Lernt heut' er seine Feinde lieben.  
Wenn nicht mit eignem Ohr und Augen  
Er Alles gehört und Alles gesch'n,  
Was hier seit Tagen war gescheh'n,  
Es würd' ihm für ein Märchen taugen.  
Es klingen sanft der Orgel Töne;  
Der Graf, die Gräfin, die drei Söhne  
Knien vor dem Hochaltare fromm,  
Vor dem die heil'ge Lampe glomm,  
Und seitwärts von dem Hochaltare  
Lag eine Leiche auf der Bahre,

Das Schwert von starrer Faust umfaltet,  
Als wär' es ein Kreuz, der Todte haltet;  
Es ist der Sohn, der früh vollendet,  
Im Dienste des Königs kühn geendet;  
Um diese Bahre betend stumm  
Tritt nun der kleine Kreis herum.  
Und legt im tief verhaltenen Leide  
Die Hände auf das Schwert zum Eide:  
„Zu halten treu an des Königs Sache,  
Bei Tag, bei Nacht, zu Land, zur See,  
Im Sonnenschein, in Sturmesweh',  
Und zu erwarten den Tag der Rache,  
Und nie dem heil'gen Schwur auf Erden,  
Und gäl't es das Leben, untreu zu werden.“  
Da naht, den goldnen Kelch in Händen,  
Der Priester, um der kleinen Schaar,  
Die solcher Stärkung bedürftig war,  
Das heil'ge Abendmal zu spenden.

Genossen ist die Seelenspeise,  
Darauf zum Gebet die Lippen leise  
In sanften Accorden sich bewegen,  
Und es erklingt der Gottesegen:

O! Herr der Gnade,  
Auf dunklem Pfade  
Leucht' mir dein Licht,  
O, lass mich schauen  
In Nacht und Grauen  
Dein Angesicht!

Dass meine Seele  
Nicht ängstlich fehle  
Wach' über mir! —  
Zum grossen Werke  
Erfleht' ich Stärke  
Von dir, von dir.

Du gibst das Leben,  
Du kannst auch geben  
Huldvoll den Tod,  
Das ist ein Wandern  
Zum Sein, zum andern,  
Zum Morgenroth.

Voll Glutverlangen  
Hab' ich empfangen  
Dich, Herr, so gross,  
Des Jammers ledig,  
Nimm auf mich gnädig  
In deinen Schooss! —

Der Priester hat den Segen gegeben;  
Nun sich die Betenden erheben,  
Die Mutter nur mit gefalteten Händen  
Kann nicht den Blick von der Leiche wenden,  
Vor Menschen wollt' sie nicht schwach er-  
scheinen,  
Ersticte heldenmässig das Weinen;  
Vor Gott, der blickt in's Herz hinein,  
Da schämt sie sich nimmer, schwach zu sein,  
Und offenbart ihr Herzeleid  
In seiner ganzen Unendlichkeit.  
Sie neigt sich herab zur theuren Leiche,  
Und auch mit Thränen und Küssen bedeckt  
Das Angesicht sie, das todesbleiche,  
Das doch kein Kuss mehr zum Leben erweckt.

Der Graf, der männlich sich gefasst,  
Frägt seine Söhne nun entschlossen:  
„Ich brauche einen Kampfgenossen,  
Wer bleibt bei mir?“ —  
In muthiger Hast  
Zum Vater mit bewusstem Schritt  
Der älteste der Söhne tritt,

Indess die Mutter die jüngsten Zwei  
Mit ihren Armen umschlungen halten.  
„Entschieden ist's,“ ruft er, „es sei;  
Mög' über Euch der Himmel walten.  
Es löste die Stimme der Natur  
Den letzten Zweifel, der mich quälte,  
Und nun erfülle sich der Schwur,  
Wozu mich deine Allmacht stählte.“

Nun drückt er die Gräfin an seinen Leib  
Und segnet stumm das wack're Weib,  
Und segnet die Kinder noch, dann schnelle,  
Als fürchte er Thränen in den Blicken,  
Und jede Rührung zu ersticken,  
Verlässt er in Eile die Kapelle.

Verglommen ist das letzte Licht  
Im heiligen Kapellenraum;  
All dies schien Carnac wie ein Traum,  
Er träumt' ihn, doch verstand ihn nicht.  
Den Fuss noch in den Marmorwänden,  
Das Fensterkreuz noch mit den Händen  
Umklammernd, dünkt es ihm, er höre  
Vom Walle Schritte; das macht ihn munter,  
Rasch springt er von der Wand herunter  
Und späht, wer ihn zur Stunde störe:  
Nicht lange horcht er, vor ihm steht  
Der Graf in stummer Majestät.

„Ihr staunet, wieder mich zu seh'n,  
— Beginnt der Graf zu seinem Gaste —  
Ich komme, Rettung zu erfleh'n,  
Man langt in Noth nach jedem Aste;  
Ihr wisst, ich habe keine Wahl,  
Gezählt ist meiner Tage Zahl.  
Mein Schloss wird in den Grund geschossen,  
So ward im Lager es beschlossen;  
Geschütz ist wieder angekommen,  
Als gält' es, Berge zu durchbohren;

Ich weiss es, Alles ist verloren,  
Und morgen ist das Schloss genommen.  
Es sei! nicht ändr' ich mehr zur Frist,  
Was der ergrimte Feind beschliesst.  
Carnac, Ihr habt verwirkt das Leben,  
In meine Macht seid Ihr gegeben,  
Ich hab' in Euch den Feind geschont,  
Ich fordre, dass Ihr, was ich gethan,  
Zur Stunde als ein wackrer Mann,  
Nicht mir, o, nur den Meinen loht.  
Wenn Frankreich endlich aus dem Wüthen,  
Darin es befangen, von Neuem erwacht,  
Es seinen König mag behüten,  
Der es beschirmt mit seiner Macht,  
Dann will ich, dass mein Stamm in Treue  
Dem König seine Dienste weihe —  
Mein Weib und zwei der Söhne sollen  
Entflieh'n noch vor der Morgenstunde;  
Ich und mein ältester Sohn wir wollen  
Hier fallen auf dem heimischen Grunde.  
Dann pflanze über unsere Leichen  
Die Republik ihr blutiges Zeichen,  
Fort wird ein Reis der Hoffnung grünen —  
Zwei Söhne sind in Sicherheit,  
Ha, und ich weiss, es kommt die Zeit,  
Wo sie den Tod des Vaters sühnen.“

Er schweigt, und wie die Worte klangen,  
Sie tief dem Gaste zu Herzen drangen.  
Unnennbar ergreift es seine Seele;  
Er will entgegen — der Graf, an's Schwerdt  
Die Rechte klammernd, das Wort ihm wehrt:  
„Gefangner, folgt meinem Befehle,  
Es gilt zu retten zu dieser Frist,  
Zu retten, was errettbar ist.“ —  
Carnac reicht stumm die Rechte dar,  
Der Graf erfasst sie warm und wahr:  
„Dem Menschen nicht, nur der menschlichen  
Brut,  
Entartet in Frevel und Uebermuth,  
Dem Einzelnen nicht, der sich vergass,  
Dem tollen Haufen nur gilt mein Hass;  
Eh' noch der erste Morgenstral  
Hereinbricht über Berg und Thal,  
Müsst Ihr mein Weib und beide Söhne  
Jenseits an's andre Ufer bringen;  
Dass eine That die andre kröne,  
Wird Euch, ich weiss, die Rettung gelingen.

Still war es worden in der Runde —  
Fern auf den Bergen ein glühender Streif  
Und auf den Pflanzen der keimende Reif,  
Verkündeten die Morgenstunde.



Die Rettung.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

## Die Rettung.

„Noch hat in die helle Mondesnacht,  
Manch' Sternlicht munter herabgelacht;  
Fern von den Bergen wie Morgenboten  
Zogen schon kleine Wolken heran,  
Mit ihrem Schein, dem dunkelrothen,  
Verkündend der Sonne gold'ne Bahn.

Im Thal die Nebel, duftgewoben,  
Wie Schleier allmählig sich erhoben,  
Die herrlichen Reize der Erde zu zeigen,  
Die sie verhüllten im nächtlichen Schweigen.  
Die Blüthen, die noch zu Boden gesenkten,  
Sie ahnen bereits des Lichtes Nah'n  
Und wenden den Kelch, den thaugetränkten,  
Allmählig zu der Sonnenbahn.  
Was lebt, empfindet, reibt sich bald  
Den Schlummer aus schlaftrunk'nen Augen,  
Und jedes Blatt erwacht im Wald,  
Die Düfte des Morgens aufzusaugen,  
Und während es grünt und sprosst und keimt  
Erzählt es, was es nachtüber geträumt;  
Und Vöglein, das die Mähr' vernommen  
Bringt es in einen melodischen Sang,  
Der Mensch, in dessen Gemüth es drang,  
Ist zur Begeisterung erglommen,  
Und ist für Augenblicke behütet  
Gen alles Weh, das ringsum wüthet.

Der Spiegel des Weihers, noch angedunkelt,  
Der erst noch die Sternlein zurückgefunktelt,  
Beginnt sich allgemach zu hellen,  
Und zeigt das Zwielficht in den Wellen.  
Da stösst vom Schlosse Kervegan  
Behutsam ein bemannter Kahn —  
Bemannt? Ein schweigend Frauenbild,

Das innig zwei Kinder umschlungen hielt,  
Indess ein Mann das Ruder schwang,  
Und zum Gehorsam das Wasser zwang.  
So plätschert im Morgenzwielicht dahin,  
Das Schiffelein, während sanft und leise,  
Die Wellen geheimnisvoll ihre Kreise,  
Verbindend Land und Wasser, ziehn.  
Und in des Weihers Mitte hält an  
Der rüstige Rudrer den schwanken Kahn;  
Am Strande vor ihm in die Wolken strebt,  
Das Schloss, worinnen die Treue lebt:  
Ein Vater, den Sohn an seiner Seite,  
Die ihr' Geschicke sich selbst gewählt,  
Die Mannen erprobt im heiligen Streite  
Von Todesverachtung die Brust gestählt.  
Dort inner der Mauer Heroenmuth,  
Der männlich dem Tode ins Antlitz schaut.  
Wenn Nächte des Bangens ihn je umgraut,  
Dann zündet der Liebe Flammenglut  
Ein Lichtlein ihm, das nimmer verlischt;  
Gleich einem Sonnenstral erfrischt  
Das Blümlein der Treue, so anmuthreich,  
So unverwelklich und ewig gleich.  
Und wenn die Mauern brächen zusammen,  
Es lodern zügelnd die heiligen Flammen  
Der Liebe zum König um den Bau,  
Der in der Treue geworden grau.  
Sanft auf dem Weiher schaukelt der Kahn:  
Die Hoffnung auf unsicherer Bahn,  
Den Blick in die dunkle Zukunft gerichtet,  
Die, gibt es ein Recht, dereinst sich lichtet;  
Doch wäre Gott nicht selbst das Verhängniss,  
So endete ungerechtes Bedrängniss,  
So risse der Wolf nicht das Lamm entzwei,  
Sprang auch, es zu schützen, der Hund herbei.

Fest an des Nachens bretterne Wand  
Klammert sich an ein keimendes Leben,  
Um einstens mit gewaltiger Hand,  
Den Schleier, den die Geschicke weben,  
Hinweg von der Sonne des Rechts zu heben.  
Dort in der Burg verschanzt sich der Tod  
Mit Pulverfässern, um zu gewinnen,  
Noch ehe das glühende Morgenroth,  
Geküsst die altersgrauen Zinnen.

Hier auf dem Weiher in scheinbarer Flucht  
Ein Heldengeschlecht, von des Schicksals Tücke  
Gleich seinem König heimgesucht,  
Ausseiffend nach dem fernen Glücke:  
Des Königs Sache zu Recht zu bringen,  
Für sie begeistert das Schwert zu schwingen.

Und dort im Schloss ein Heldengechlecht,  
Bereit durch den Tod sein gutes Recht  
Zu schützen und im heiligen Muth  
Es zu besiegeln mit eigner Blut.  
Wer diese Gruppe prüfend schaut,  
Dem pochte das Herz im Leibe laut,  
Der würde fassen, was Liebe vermag,  
Wie sie die Nacht umwandelt zum Tag.

Noch steht das Schifflin auf dem Teiche  
Die Nebel fliehn, der Himmel zeigt,  
Allmählig sein Antlitz, das schlummerbleiche,  
Das er im Schweigen hernieder neigt.  
Da flackert im Schlossthurm auf ein Licht,  
Im Schifflin da lispelt: noch nicht! noch  
nicht! —

Die Wellen des Teiches halten an,  
Die Lüttlein rasten auf ihrer Bahn,  
Damit sie im Schloss diess „noch nicht“ hören,  
Der Treue Heldenopfer zu stören. —

Nun flammt es hinter dem Thurm empor,  
Doch war es ja nur das Sonnenlicht,  
Sein erster Stral nur brach hervor;  
Das Weib verhüllt sein Angesicht,  
Als wollt' es mit vorgehalt'nen Händen  
Das unabwendbare Schicksal wenden. —

Schon zeigt es sich wie ein glühender Schein,  
Der säumt den Thurm des Schlosses ein.  
Das tiefste Schweigen herrscht im All' — —  
Ein Augenblick noch, — — es tönt ein Knall,  
Ein tausendfacher Donnerschlag,  
Ringsum im Raume ein Flammentag,  
Und eine Feuersäule loht  
Verdunkelnd das purpurne Morgenroth —  
Dann hüllt es den Himmel in schwarze Nacht,  
Und links und rechts sprühn tausend Funken.  
Das Grässliche, es war vollbracht  
Und Alles in tiefes Schweigen versunken. —

Die Frau im Nachen zittert nicht  
Verhüllt nur starr ihr Angesicht,  
Die beiden Knaben aber singen  
Dass weithin laut die Worte klingen:

Auf unser blutgetünchtes Grab  
Schaut mild des Königs Blick herab  
Und waffnet unsre Erben,  
Wir halten an ihm für und für,  
Und sterben wir, so wollen wir  
Für unsren König sterben.

Die Trümmer des Schlosses Kervegan  
Erheben sich als Denkmal hinan,  
Als Denkmal aus alter guter Zeit,  
Als Denkmal der Liebe, die zu verbluten,  
Sich aufzuopfern stets bereit,  
Sich läutert in den Flammengluthen.“

Es hat der Sprecher auserzählt,  
Und auch die Muse innehält —  
Und während das Schiff auf den Wassern treibt,  
In Schweigen versunken Alles bleibt;  
Längst mit dem scheidenden Sonnenlichte  
Verglühten des Abends Purpurrosen.  
Es hatten im Dunkel gehorcht der Geschichte  
Die still gewordenen Matrosen.  
Und Niemand sah den jungen Mann,  
Den edlen Grafen Kervegan,  
Der leise genaht, mit flammenden Augen  
Und mit begeistrungsvoller Mien',  
Fast jedes der Worte aufzusaugen,  
Sich mit dem Vater zu opfern schien;  
Und Niemand sah wie vom Verdecke,  
Der Kaiser allgemach verschwand,  
Und unter den Horchern in einer Ecke,  
Gespannten Ohrs selbst horchend stand.  
Und wie, als der Treue heiliger Sieg  
Erzählt war, und ringsum Alles schwieg,  
Nur wenige Worte leis' ertönen,  
Zu ehren den Muth der Todgekrönten,  
So einfach und so inhaltschwer:  
„O diese Menschen!“ und nicht mehr!

O diese Menschen! In ihrem Handeln,  
Unbeständig und wechselvoll!  
Von Tausend Einen sieht man wandeln,  
Dass seinen Pfad man vergolden soll;  
Kaum nach tausend und tausend Jahren  
Einen Schüler der Meister fand,  
Der, ein Prophet unter wüsten Schaaren,  
Walt den goldenen Pfad im Land.

O diese Menschen! Der Treue Ritter  
Sollten sie sein in aller Zeit;  
Aber der Dienst für die Göttin ist bitter,  
Und ihr Gewand ist ein Nessuskleid.  
Wer mag dessen Schmerzen ertragen?  
Wer mag sein Opfer bringen der Welt?  
O, wen kümmert's in unsren Tagen,  
Für die Idee zu sterben, ein Held!

O diese Menschen! Des Einen Gottes  
Tausendfältiges Zerrgebild;  
Doch ein Gottmensch wird Ziel des Spottes,  
Er ist's, den der Haufe schilt:

Grosses vermag er nicht zu fassen,  
Mag es kaum ahnen halb und halb,  
Wo verketzernd opfern die Massen,  
Ist's nur immer „ein goldenes Kalb“!

O diese Menschen! Wirkt Einer von ihnen,  
Wie es sein innerer Gott ihn heisst,  
Wenn, der lechzenden Menschheit zu dienen,  
Schafft in Wort und That sein Geist, —  
Lasst uns ihn preisen den Einen von Allen,  
Lasst uns verkünden seinen Ruhm,  
Auf seinen dornigen Pfaden wallen.  
Stärken soll Uns sein Martyrthum.

Es war erzählt, und flüsternd leise  
Stand Alles ringsherum im Kreise,

Als es erklang aus einem Munde:

„Das ist vom Vater die herrliche Kunde,  
„Vom Vater, der für den König litt;  
„Nun aber bericht' uns auch vom Sohne,  
„Von ihm, der für die Kaiserkrone,  
„Ein Held, in heissen Kämpfen stritt.  
„Der Vater focht an des Königs Seite,  
„Der Sohn an jener des Kaisers heute;  
„Der Kervegan altes Herrengeschlecht  
„Stand immer nur für des Königs Recht,  
„Wie kam es, dass der Sohn sich Reiser  
„In Kämpfen pflückt für den kleinen Kaiser?“  
Und Carnac sinnt von Neuem; um ihn  
Die Männer den Ring, den lebend'gen, ziehn,  
Und was er in seiner Begeisterung sprach,  
Das dichtet ihm treu die Muse nach.



iii.  
Der Sohn.



**E**s erbet von Geschlecht sich zu Geschlecht,  
Fest ein Gedanke fort, mit unsrem Blute  
Verwächst er und erstarkt zum heil'gen Recht,  
Beschützt von unsrem Glauben, unsrem Muthe.

Was kühn des Menschen starke Hand gebaut,  
Um das schlingt er, ein Ephen, seine Ranke;  
So pflanzt von Tagen, die der Ahn geschaut,  
Fort auf die Gegenwart sich der Gedanke.

In alle Fugen schlüpft sein dunkles Grün,  
Das, ein lebendig Band, den Quadern diene!  
Und immergrün sieht man den Ephen blühn, —  
Der altersmorsche Bau doch ist Ruine.

Das ist die alte, ist die heil'ge Zeit,  
Die Zeit der Traditionen stolzer Ahnen,  
Die von dem Glauben an ihr Recht gefeit,  
Den Enkeln weisen die betreten Bahnen.

Das ist die alte, ist die gute Zeit,  
Das Fundament der neu'n, die im Gestalten;  
Wenn man den Grundstein frevelhaft entweicht,  
Wie soll das Standbild edel sich entfalten?

Es ist die Zeit des Glaubens und der Kraft,  
Sie trägt des Alterthums geklärte Weihe,  
Auf sie, die einst in heil'ger Leidenschaft  
So Grosses schuf, stützt sich mit Recht die neue.

## Die Wirren.

„Fort aus der Vendée, der ewig treuen,  
Schwing' dich, mein Lied, in's Inselland,  
Wo ringsum loht des Aufruhrs Brand  
Und alle Schrecken sich erneuen,  
Die einst im Nachbarland gewüthet,  
Das königlos drum unbehütet.  
Toll ist das Treiben in Madrid,  
Verrätherisch umschleicht die Nähe  
Des Thrones des Aufruhrs höchstes Wehe,  
Der immer enger die Schlingen zieht.  
Ein Günstling, den Ränke emporgebracht,  
Reisst nieder der Gesetze Schranken,  
Indess er des eignen Wahnsinns Gedanken  
Zur magna carta des Landes macht.  
Die reichen Schätze der neuen Welt,  
Missbraucht er zu eignen lüsternen Launen;  
Verwirklicht, was seinem Wahnwitz gefällt,  
Was Willkür und Laster in's Ohr ihm raunen;  
Dem Throne vermessen wühlend das Grab,  
Kehrt er das Volk vom König ab.

Ohnmächtig worden sind Gewalten,  
Die es seit Saeculn schufen gross;

Das Land ist in Parteien gespalten  
Nicht Rettung birgt ihr blut'ger Schooss:  
Schon rührt das Volk sich, streckt die Hand,  
Die knorrige, aus nach dem Purpurgewand,  
Und will den lumpenbedeckten Rücken  
Mit dem besudelten Purpur schmücken —  
Weh! wenn das Volk beginnt zu handeln,  
Und sich sein Schicksal selbst bestimmt;  
O, welcher Heros unternimmt  
Es wohl, den Tiger zum Lamm zu wandeln?

Ein Genius hat im Nachbarland,  
Den Aufruhr erstickt mit starker Hand,  
Der siechen Welt ein junges Leben,  
Und Grösse seinem Volke gegeben.  
In Spanien herrscht dräuender Jammer,  
Der, wie ein niemals rastender Hammer,  
Des Volkes Glück und Frieden zertrümmert,  
Das unter Qualen ächzt und wimmert;  
Es ruft den bronzenen Kaiser auf,  
Zu neuer Siege Kometenlauf:  
Und über der Berge granitne Bogen  
Ist, blutigem Aufruhr eine Wehr,

Des Kaisers unbesiegtes Heer  
In's schöne Spanien eingezogen.

Der Aufruhr ist ein schwaches Schemen,  
Mit muskellosen, nackten Knochen;  
Wer es vermag sich das Herz zu nehmen,  
Hat alsbald seine Macht gebrochen.  
Dann liegt er, wie er vor Kurzem stand,  
Ein morsches Skelett, zerstäubt im Sand.  
Der Kaiser mit seinem Heere zieht  
Ein, triumphirend, in Madrid,  
Und in den Strassen blutgetränkt,  
Den Kaiser das Volk mit Jubel empfängt.  
Nur Einer, es ist ein Jüngling noch,  
Begrift nicht das Volk, das fremdes Joch  
Mit Jubel begrüsst, und solche Freude  
Bezeugt ob seinem Sklavenkleide;  
Und wo der kleine Erob'rer erscheint,  
Preis't ihn das Volk als Retter und Freund.  
Nur Einer, ein Franzmann, hat keinen Laut  
Für allen Jubel, den rings er schaut.  
Und furcht die Stirne und zürnt und schweigt,  
Wenn sich die Schmach der Entartung zeigt.  
Ob auch der Adel mit Schild und Lanze  
Dem mächt'gen Bezwinger tückisch dräut,  
Nicht zagt der Kaiser vor diesem Popanze,  
Der ängstlich die Sonne des Geistes scheut;  
Der Krummstab schlägt an seine Standarten  
Und risse ihm gern sein Banner entzwei,  
Doch wer unternommen solche Fahrten,  
Geht nur im Gebet am Kreuz vorbei.

Der Aufruhr im zerrissnen Gewande  
Flieht aus der Hauptstadt, und durchstreift  
Ein Bettler, ein Räuber, die reichen Lande,  
In denen sich schwerer Jammer häuft.  
Und sicher vor verfolgenden Schergen,

Verkriecht er sich in den Wäldern und Bergen,  
Spinnt dort sein Netz, wie eine Spinne,  
Die listig die feinen Fäden zieht,  
Und schlau, nur scheinbar, im Beginne  
Schon vor der kleinsten Gefahr entflieht,  
Um sicher der Beute, ungeschreit,  
Hervorzubrechen zu rechter Zeit,  
Im wilden, ruchlosen Gelüsten  
Zu morden, zu plündern und zu verwüsten.  
Wie schwarze Augen der Belladonna  
Blickt aus den Büschen die Flintenmündung,  
Ein Krach, ein ersterbendes Madonna,  
Ein Wölkchen Dampf nach rascher Entzündung,  
Dann sich in pfadloses Dickicht gerettet,  
Ein Opfer ist gut in Nacht gebettet! —

So ziehn durch die Berge Guerillabanden,  
Die gestern in den Gebirgen zerstreut,  
Auf eines Piffes Zeichen heut  
Zu einem Trupp sich zusammenfanden,  
Den Wandrer, der Einsamkeit scheuen Sohn,  
Auf harmloser Wanderung bedrohn;  
Wallfahrer, pilgernd bei Tag und Nacht,  
Anfallen mit ihrer Uebermacht,  
Und hinter Dickicht und Versteck  
Den Einen der Beter schiessen hinweg,  
Dass dann den Zug, der wallfahrten ging,  
Als Leichenzug das Kirchlein empfing.  
Picketen, ausgestellten Posten  
Fällt in den Rücken die Bande oft  
Angreifend beherzt sie, und unverhofft  
Mag edles Blut manch' Mordblei kosten.  
Doch wurden auch Guerillabanden  
In blut'gem Kampf gar oft zu Schanden:  
So wechselt in Bergen das Kriegesglück;  
Die Kugel, die heut' der Schütze schoss,  
Schickt es dem Schützen morgen zurück,  
Dass von seinem Blute der Pfad überfloss.

Es gab in den Bergen täglich Gemetzel;  
Der brittische Mäkler hetzt und schürt,  
Indem er das Volk leicht irreführt,  
Wie mit dem Ablasskram einst Tezel;  
Das herrenlose, leicht erregte,  
Das jedem Hauch zu gehorchen pflegte;  
Stört, was des Kaisers gewalt'ge Hand  
Geschaffen: den Frieden im schönen Land.  
Der Kaiser vernimmt alsbald die Kunde  
Von diesem verwüstenden, kleinen Kriege.  
Die Hauptstadt bezwang er im glänzenden Siege;  
Doch eine ewig eiternde Wunde  
Beginnt im Gebirge das Morden und Rauben;  
Diess, schmälernnd das kaum gewonnene Recht,  
Bald listig des schwankenden Volkes Glauben,  
An des Eroberers Allmacht schwächt.

Ein Jüngling aus dem spanischen Heere  
Wahrt seine unbefleckte Ehre;  
Das Volk zerriss die heiligsten Bande,  
Es hält ihn nimmer in solchem Lande;  
Er zieht in die duftenden Berge hinaus,  
Der freie Himmel ist sein Haus,

Die Ehre ist rein, und solcher Held,  
Nennt sein mit Recht die ganze Welt,  
Und ohne Bangen sieht man ihn  
Auf steilen Bergespfa den zieh'n.

Nicht kennt er Todesfurcht, diess Schemen,  
Und hat nie feige noch gebebt,  
Kein Todblei kann ihm die Ehre nehmen,  
Die ist's, die den Leichnam überlebt.  
Drum in der Höhen schattiger Hut  
Zieht frei er dahin und wohlgemuth,  
Und singt aus erster Jugendzeit  
Ein Lied, das in ihm lebendig geblieben,  
Er singt es begeistert voll Innigkeit,  
Wie Ehr' und Treue zu singen lieben:

„Versiegt im goldenen Becher der Wein,  
Wir schenken unser Herzblut ein,  
Und lassen den König leben!  
Und schmilzt das Schwert uns in der Hand,  
Wir halten mit den Leibern Stand,  
Um nie uns zu ergeben.“

## Der Kampf.

„Die schlimmen Gräu'el müssen enden,  
In den Gebirgen die irrenden Ritter  
Will ich zerstäuben wie morsche Splitter.“  
So ruft der Kaiser und lässt entsenden  
Manch wackren Trupp in die waldigen Höh'n,  
Beim Himmel für Mord und Tod zu schön.

Nach solchem Kampfe kein' Krieger strebt,  
Es ist nicht Ruhm daraus zu holen;  
Man geht: Der Kaiser hat befohlen.  
Fast jeder Fels im Gebirge lebt  
Und seiner Wand verwiterte Miene  
Verwandelt sich oft zur Höllenmaschine;  
Aus hundert Mündungen es kracht  
Und reisst dicht hinab in des Todes Nacht.  
Nicht Mann gen Mann, nicht Brust gen Brust,  
Was stolz zum Kampfe weckt die Lust  
Und muthbeseligt die Adern schwellt,  
Den todverachtenden Blick erhellt;  
O nein! dem Muthigen stellt ein Strauch,  
Ein Fels, ein Dickicht sich entgegen,  
Dahinter lauert ein feiger Gauch,  
Der Felsenpanzer macht ihn verwegen,  
Und die vernichtende Kugel fliegt  
Schon aus dem Rohr des meuchelnden Schergen;  
Und wie ein Wild, ein geschossenes, liegt  
Manch' edler Krieger auf den Bergen.  
Trotz des Gejalds geht minder scheu  
Der Hirsch den gefährlichen Strauch vorbei,  
Er hat die Leichen im Walde entdeckt,  
Von ihren Wunden das Blut geleckt;

Und bald errathen hat das Wild,  
Dass diese Todesjagd ihm nicht gilt,  
Und bang — wenn auch nicht in scheuer  
Flucht,

Hat es die Höhen der Berge gesucht.  
Es ist befremdend für das Thier:  
Den einst es floh im Bergrevier,  
Den selbst muss es auf wilder Flucht,  
Sich bergend hinter Strauch und Schlucht,  
Und endlich im Blute verenden seh'n;  
Kann furchtlos an ihm vorübergehn,  
Und seines Verfolgers jäher Tod  
Lässt es vergessen die eigne Noth.

Schon wurden viele Banden zersprengt,  
Und was sich noch in den Bergen findet,  
Sich morgen zeigt und heut' verschwindet,  
Wird tiefer ins Inn're zurückgedrängt.  
Auf allen Pfaden streifen Soldaten,  
Den Kriegsmann erfüllt der Durst nach Thaten.  
Und stillet ein heimlich Räubergefecht  
Ein Diebsgeplänkel denselben schlecht,  
O die entfesselte Menschenkraft  
Schlägt ihren Muth nicht selbst in Haft,  
Dringt vorwärts, wie auch oft bedräut,  
Aufnehmend furchtlos jeden Streit.

Das ungestörte Waldesleben  
Schien wieder den Bergen zurückgegeben,  
Der Bäume minnigliches Rauschen  
Verbarg nicht mehr des Meuchlers Lauschen,



Ein Kampf.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

Und Blüthenglocken von Baum und Sträuchen  
Sie läuten nicht aus arme Menschenleichen;  
Sie schütteln den Mantel nur, um den Duft  
Rings zu ergiessen in die Luft,  
Und hängen über betretenen Bahnen  
Für Wandrer echte Friedensfahnen.  
Fast sorglos auf dem Bergespfad,  
Streift mancher Kriegsmann dahin so heiter,  
Wer ahnte hinter Blumen Verrath?  
Ach Düste verrathen keinen Meuter.

Der Feldherr auf arabischem Thier  
Dringt eines Tages in's Bergrevier,  
Er sucht nicht Kampf, nur Waldeskühle  
Und in dem dufterfüllten Raum  
Behagliche Rast für manchen Traum,  
Und Einsamkeit für seine Gefühle;  
Es sind drei wohlbewaffnete Reiter  
Auf diesem Walddritt seine Begleiter,  
Doch weit hinter ihm zurück sie bleiben,  
Nicht mag seinem Sinnen Gesellschaft tangen,  
Nicht mag er sein Ross zur Eile treiben,  
Doch scharf verfolgen ihn ihre Augen.  
Und plötzlich der Feldherr stille stand,  
Jach vor ihm starrt eine Felsenwand  
Und links es sich zum Himmel erhebt,  
Und rechts es zu den Wolken strebt;  
Der Pfad, den er verfolgt, hört auf,  
Nicht vorwärts kann er, wo Alles endet,  
Und als er sein Ross zur Umkehr wendet  
Gähnt ihm entgegen ein Flintenlauf,  
Und dort noch einer, und Rohr an Rohr  
Glottzt aus den Felsenwänden hervor  
Und blitzt vernichtend ihm entgegen.  
Schon kracht's — noch einmal — und dann  
wieder  
Das hält in der Schlucht von Doppelschlägen.  
Es springt das Ross entsetzt zurück;  
Diess Zagen war des Reiters Glück,

Noch keine Kugel traf seine Glieder.  
Da hörten knallen fern die Drei  
Und sprengten in wilder Hast herbei;  
Indess sie ihre Waffen schwingen,  
Den Feldherrn schützend sie umringen;  
Die Kugeln sausen und treffen auch  
So gut die Glieder wie Fels und Strauch.  
Die Felswand vorn und im Rücken  
Die Bande Guerilla, wie's stand, es galt,  
Gewalt gegenüber der Gewalt,  
Den Weg mit Leichen zu überbrücken.  
Und wieder schlägt's in die Felsenwand  
Und bricht den Granit in Stück und Splitter;  
Wo tiefe Wunden nicht schlägt die Hand,  
Schlägt das Gestein sie manchem der Ritter;  
Blut schon aus manchem Munde floss,  
Verendend ächzt schon manches Ross.  
Schon mancher Hand die Waffe entsank,  
Das blut'ge Gefecht währt nimmer lang;  
Wenn Rettung nicht der Himmel sendet,  
Ist bald der schwere Kampf vollendet.  
Zu Tode getroffen schon sind die Reiter,  
Verwundet der Feldherr von Kugel und Stein.  
Es gilt jetzt: Einer gegen Neun,  
Da ficht selbst Satanas nicht weiter:  
Stellt sich ihm einzeln Wicht für Wicht  
Er Acht von Neunen niedersticht,  
Ha und vielleicht schon wundenbedeckt,  
Er noch den Neunten darniederstreckt;  
Doch alle vereint ihn überfallen,  
Die Waffen klirren, die Schüsse knallen.  
Und immer dringender wächst die Noth,  
Und immer sichrer dräut der Tod;  
Im Rücken schützt die Felsenwand  
Den Kämpfer mit ermatteter Hand  
Schon weicht seine Kraft — noch eine Minute —  
Er liegt verendend in seinem Blute.  
Da rauscht's im Gestripp und donnernd knallt  
Herab es von der Felsenkante,

Dass in der Schlucht es gellend hallt —  
Ist's Hilfe wohl, die der Himmel sandte?  
Des Einen Kampflust war gekürzt:  
Zu Tod getroffen er niederstürzt.

Noch einmal kracht's, noch Einer sinkt,  
Von Waffen durch den Rauch es blinkt,  
Da ruft eine Stimme: „Es soll diese Memmen  
Ihr eignes Blut von hinnen schwemmen!  
Frisch haltet Stand! ich will auf den Rücken  
Den Meuchlern heut' ein Brandmal drücken.“  
Wie Knabenwort klang jeder Laut,  
Vernehmlich und doch sanft und traut.  
Wer ist's? — Der Jüngling aus Madrid,  
Der, als er jubeln hört die Menge,  
Die dem Erobrer entgegen zieht,  
Ihn feiernd durch Hymnen und Gesänge  
— Und ist er selbst auch Frankreichs Sohn —  
Für solche Schmach fühlt bitteren Hohn.  
Nie deckt der Eignen herrliche Grösse  
Der Andren Schimpf und Schmach und Blösse —  
„Frisch haltet Stand“, ruft er noch Einmal;  
Aus seiner Doppelflinte zwei Schüsse  
Sind für die Räuber zwei Todesgrüsse,  
Und kleiner ist wieder der Meuchler Zahl.  
Schon stehn nur fünf noch gegen zwei  
Wer zweifelt noch, wer Sieger sei?  
Noth haben die Räuber, sich zu wehren,  
Manch scharfer Schuss wird zwar verpufft,  
Doch wimmern die Kugeln in der Luft —  
„Die Memmen soll man erst schiessen lehren.“  
Der Jüngling ist nun vorgedrungen,  
Ans schnaubende Pferd herangesprungen,  
Mit einem donnernden „Gott befohlen“  
Reisst er aus den Halftern heraus die Pistolen,  
Hat scharf auf die Gegner angelegt,  
Und zwei nacheinander darniedergestreckt.

Nun stehn sich zwei und drei entgegen,  
Kein Schuss ist mehr übrig, sie fassen die  
Degen,

Und haben Beide die letzte Kraft,  
Zum Kampf der Entscheidung zusammengerafft.  
Der Jüngling, ein Löwe, will alle verderben,  
Doch auch von seinem Rosenblut  
Sieht man sich Felswand und Erde färben,  
Und immer noch immer nicht schwindet sein  
Muth.

Schon träufelt aus siebzehn Wunden nieder;  
Des schwindenden Lebens rosiger Quell;  
O, wenn nicht Hilfe naht und schnell,  
Dann brechen zur Leiche zusammen die Glieder,  
Und auf dem Schlachtfeld des Sieges ruht  
Der Sieger als Leiche im eignen Blut.  
Da wirbeln von fern die Trommeln schon,  
Ha, Rettung verkündet ihr heller Ton!  
Verlassend der Spiessgesellen Leichen  
Zurück die drei Guerillas weichen,  
Von denen im Flieh'n noch Einer sank,  
Indess den Andren die Flucht gelang.

Der Feldherr und der junge Held  
Sie blieben siegreich auf dem Feld;  
Und als die rettende Schaar genaht,  
Da lag der Jüngling auf blutigem Pfad,  
Das Haupt in des Geretteten Arm;  
Dem Munde entquoll das Blut so warm,  
Das Auge brechend und brechend schon;  
Noch war nicht alles Leben entflohn. —

Doch als die Gestalt so knabenhaft,  
Der Feldherr sieht, so glaubt er's kaum;  
Was er erlebt, dünkt ihm ein Traum,  
Der solche Gebilde neckend schafft,  
Und nur die eignen Wunden ihm sagen,  
Dass Alles in Wahrheit sich zugetragen.

## Der Kaiser.

Aus neunzehn Wunden schoss so hell  
Hervor des Blutes Purpurquell.  
Den jugendlichen Leib verdarben  
Zum mindesten die neunzehn Narben;  
Sie waren Rosen zu vergleichen  
Und jede des Muthes heil'ges Zeichen;  
Sie waren Denkmäler männlicher Tugend  
Auf diesem Gärtlein erster Jugend.

Wohl gross ist der Verlust an Blut,  
Doch grösser noch die Kraft des Lebens.  
Wohl droht der Tod, jedoch vergebens,  
Der Jüngling steht in Gottes Hut.

Die Nacht, die blaue, sternerhellte,  
Schaut nieder auf die weissen Zelte,  
Die, Schemen, bleich und ohne Leben,  
Sich aus dem nächt'gen Boden erheben.

Die tiefste Stille herrscht im Raum,  
Es schaukelt manches Herz ein Traum,  
Und manches Leben, schwer bedroht,  
Kämpft unterm Zelte mit dem Tod.  
Manch' liebliche Erinnerung

Blieb, Zeit und Fernen trotzend, jung,  
Und tiefer, namenloser Schmerz  
Zerfleischt manches Mannesherz.  
Gefühl, Gedanken, Leidenschaft  
Bewähren ihre alte Kraft.  
Sie richten manch' Gemüth empor,  
Wenn es schon allen Muth verlor,  
Und beugen manche Seele nieder,  
Stemmt sich ihr Trotz auch ernst dawider;  
Es ist ein Anblick sonderbar,  
Solch' eine Waffenstadt aus Leinen,  
Gebrechlicher, als die von Steinen,  
Herberg' des Muths und der Gefahr;  
Für Weh' und Drangsale von Wochen  
In wenig Stunden aufgebaut,  
In wenig Stunden abgebrochen,  
Dass keinen Pflock das Aug' mehr schaut.

Kein Grashalm rauscht, kein Blättchen bebt,  
Kein Lüftchen seine Schwingen hebt,  
Es ist ein heil'ges, süsses Schweigen, —  
Da macht in mitternächt'ger Stunde  
Der Kaiser die gewohnte Runde,  
Er liebt's, sich unverhofft zu zeigen;

Und schickt den Schlummer aus die Nacht,  
Das kaiserliche Auge wacht,  
Und richtet auf die Vergangenheit  
Zurück die leuchtenden Adlerblicke;  
Von neuer Götterkraft gefeit,  
Beschliesst er künftige Gescheicke.

Indem er durch das Lager wallt,  
Macht er auf seiner Wallfahrt Halt;  
Er sieht vor sich ein offnes Zelt,  
Drin liegt auf hartem Lager ein Held,  
Kopf, Hand und Arm in der Binden Haft  
Erzählen Geschichten, märchenhaft.  
Der Kaiser tritt vor; der Held ist jung,  
Der matte Blick voll Begeisterung,  
Ein Knabe fast, und schon so brav,  
Doch schwer des Schicksals Schlag ihn traf;  
Und als den unbekanntn Gast  
Der stolze Jüngling in's Auge fasst,  
Hat er errathen, wer vor ihm steht:  
Das ist die Macht der Majestät,  
Die, wenn verhüllt auch und unbekannt,  
Sogleich das geistige Auge ahnt.

„Wie heisst Ihr, Freund?“ der Kaiser beginnt,  
Und eine Stimme erwiedert lind:  
„Es ist mein Name Kervegan“ —  
Bewegt sieht der Kaiser den Jüngling an,  
Er denkt der grossen Heldenthat,  
Die man ihm schon gemeldet hat,  
Und weiss, dass dieses edle Geschlecht  
Noch heut' steht für des Königs Recht;  
Dass es verliess das Vaterland,  
Weil seinen König es verloren;  
Den Boden nicht, der ihn geboren,  
Den Boden, wo sein König stand,  
Sucht' auf der Sohn und führte das Schwert,  
Als gält' es seinen eignen Herd.  
Des Kaisers Auge schien sich zu laben

Am Anblick dieses Heldenknaben,  
Dreïn es sich mäblig mehr vertieft,  
Zu lesen seiner Züge Schrift.  
Und er noch lange sinnend stand;  
Alsdann der Kaiser also spricht:  
„Täuscht, Freund, mich Euer Name nicht,  
Ist Frankreich Euer Vaterland.  
Wie seltsam doch mag es geschehn,  
Auf Feindes Seite Euch zu sehn?  
Wer dächt', dass eines Franzmanns Hand  
Die Waffe schwingt gen das Vaterland.“

„Sire!“ ruft der Jüngling, der in Schmerzen  
Kaum länger seinen Unmuth dämpft,  
„Nicht gegen Frankreich hab' ich gekämpft,  
An dem ich hänge mit ganzem Herzen.  
Als Spanien und mein Vaterland  
Vereinigte ein Freundschaftsband,  
So lang' dient' ich im span'schen Heere.  
Als jenes treulos brach den Frieden,  
War bald auch mein Entschluss entschieden.  
Ich ging und rettete' meine Ehre.“  
— „Dann musstet nach Paris Ihr kommen;  
Im Vaterland war aller Harm  
Schon längst vorbei, mit offenm Arm  
Hätt' Euch der Kaiser aufgenommen.“ —  
„Sir, ich bin Emigrant, verschlossen  
Ist mir die Heimat und meinen Genossen.“

„Ich hebe, mein junger Held, den Bann,  
Der Dich und Dein Geschlecht getroffen;  
Frankreich steht Dir von Neuem offen;  
Was Deinen Namen trägt, es kann  
Betreten den Boden seiner Ahnen;  
Der Kaiser setzt Dein altes Geschlecht  
Von Neuem ein in sein altes Recht,  
Und auf des Ruhmes schimmernden Fahnen  
Glänzt Dir nun schön und reich entgegen  
Der herrlichsten Zukunft reicher Segen.

Die goldnen Aare meiner Standarten,  
Die liessen keinen, der ein Held,  
Lang' auf den Kranz der Lorbeern warten,  
Sie suchen ihn auf in aller Welt.“

„Sire, mein und auch der Meinen Leben  
War, ist und bleibt dem König ergeben.“

Nun auf des Kaisers Angesicht  
Mischt Unmuth sich mit ernstem Staunen,  
Fast zürnet er des Knaben Launen,  
Der seiner Gnade widerspricht;  
Doch Er, der selbst nur Grosses gesonnen,  
Ist bald durch des Jünglings Stolz gewonnen.

— „Wer kann die Unthat je ermessen,  
Das einzige Vaterland zu vergessen?“ —

„Mein Vaterland vergass ich nicht,  
Ich halte nur meine Pflicht.“

— „Nicht an den wechselnden Gewalten,  
Am Vaterlande muss der Mann,  
Der seine Waffe führen kann,  
Es zu beschützen, treulich halten;  
Nur ihm gehört des Mannes Muth,  
Im Kopfe jeglicher Gedanke,  
Im Leibe jeder Tropfen Blut.  
Noch über'm Kaiser und König steht  
Des Vaterlandes Majestät,  
Ihr weilt der Mann des Herzens Muth,  
Im Leibe jeden Tropfen Blut,  
Und sendet Thaten und Gedanken  
Kampflustig für sie in die Schranken.“ —

Der Jüngling schwankt, als solches Wort  
Er aus des Kaisers Mund vernommen,  
Vor Freude war sein Blick erglommen,  
Da sich ihm aufschloss solcher Hort.

Empor hebt er sich auf dem Lager,  
Aufflammt sein Antlitz blass und hager,  
Und mit begeistert hellen Mienen  
Sieht dankend er den Kaiser an,  
Und ruft mit leiser Stimme dann:  
„Dem Vaterlande will ich dienen.“

— „Und wenn sich der Geschicke Wage  
An einem dunklen Lebenstage  
Entgegen meinen Planen wendet,  
Und ward', zu fest'gen der Dinge Stand,  
Ohnmächtig die einst so starke Hand,  
Und end' ich, eh' ich noch vollendet,  
O, sorgt Euch nimmer, junger Mann,  
Fehllos soll Eure Treue bleiben,  
Wenn eines Kaisers eignes Schreiben  
Für Treu' und Tugend einstehn kann.“ —

Und es verliess der Kaiserheld  
Mit solchem Wort des Jünglings Zelt;  
Als Page ist Graf Kervegan  
In's Heer des Kaisers eingetreten,  
Und zog, ein Held, die Strahlenbahn  
Des welterschütternden Kometen.  
Bewältigt von des Kaisers Thaten,  
War nun des Helden Weg sein Ziel,  
Und als die Freunde ihn verrathen,  
Folgt' er ihm treu selbst in's Exil.

\* \* \*

Und Carnac schweigt, der Ausruf „Land“  
Klingt durch das Schiff; aus Fluthen hebet  
Es fern sich wie ein Silberband,  
Das über grünen Wassern schwebet.  
Die Pfeife gelbt — und in Sekunden  
Ist aller Hörer Schwarm verschwunden;  
Eh' noch der Wind den Ton verweht,  
Schon jeder an seinem Posten steht.

Der Kaiser, sinnend und sorgenschwer,  
Blickt unverwandt in's endlose Meer;  
Den edlen Pagen Kervegan  
Weht sanft es aus den Lüften an.  
Indess es immer näher dringt,  
Es ihm an's Ohr vernehmlich klingt:

„Vorüber rasch und unverweilt  
Zugleich mit den Winden die Stunde eilt.“

„Sie nimmt den Jammer, die Freude, das  
Glück  
Fort mit sich und bringt es nicht wieder  
zurück.“

„Sie höhnt des Menschen stolzen Sinn  
Und wallt über Alles vernichtend dahin.“

„Sie lässt der Liebe von Rosen den Dorn  
Und nimmt der Aehre das nährende Korn.“

„Dem Baume entführt sie das Blatt in die  
Luft,  
Und raubt der Rose den himmlischen Duft.“

„Doch wallt sie eine Stätte vorbei,  
An der verkümmert harret die Treu'.“

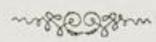
„Da hält sie auf ihrer ewigen Bahn  
Die müde gewordenen Schwingen an.“

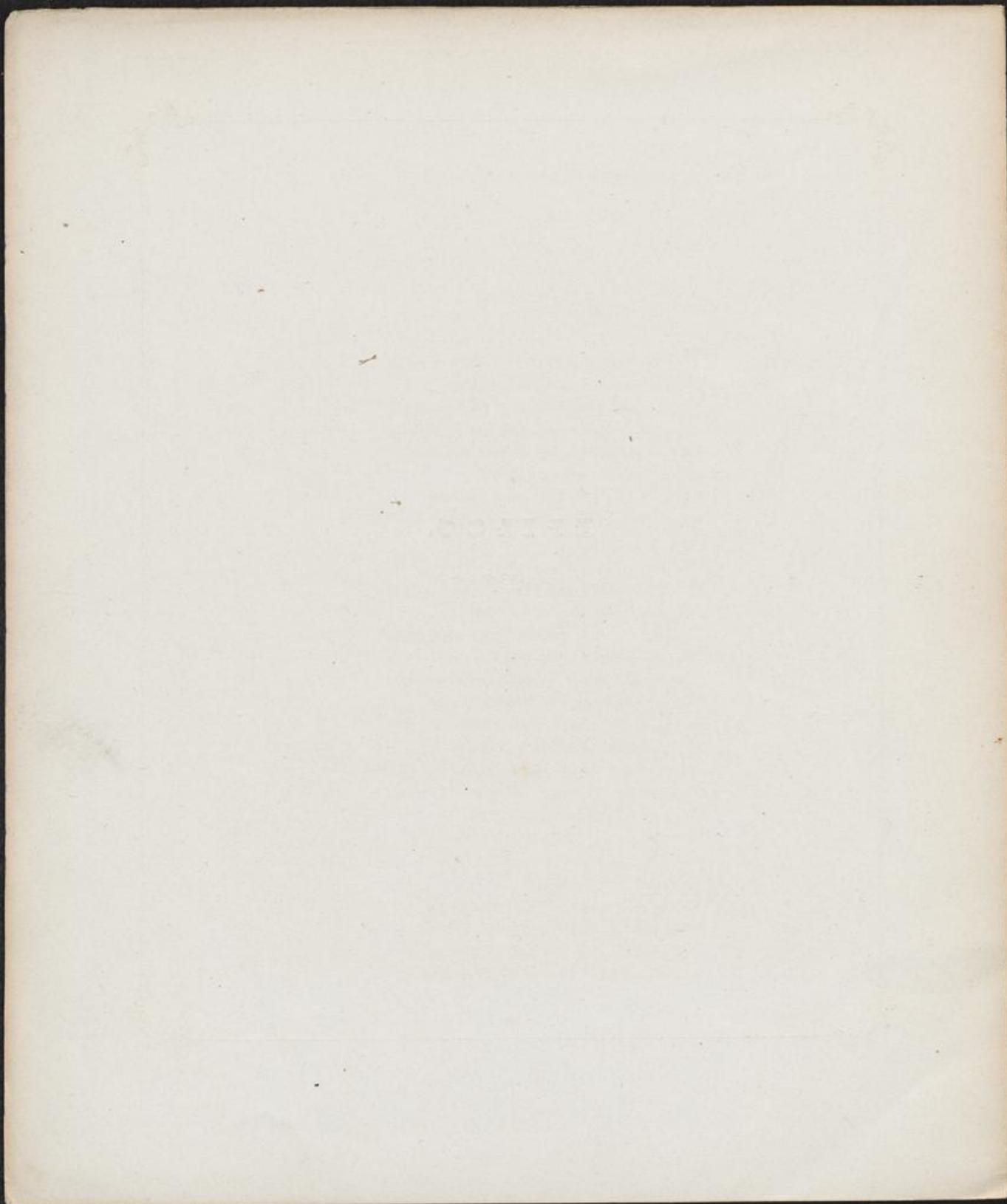
„Denn um auf Erden die Treue zu seh'n,  
Bleibt selbst die Zeit, die flüchtige, steh'n.“

„O, sei gegrüsst, du Jüngling mein,  
Dich möge der Himmel gebenedei'n!“

Und wie sie im Fluge die Lande durchzieht,  
Singt sie von dem „Pagen des Kaisers“  
ihr Lied.

EPILOG.





Des Dichters Lied hat kein Heimathland,  
Es lebt an keine Scholle gebannt,  
Des Menschen Herz ist sein heiliger Hort,  
So wandert es jubelnd von Ort zu Ort,  
Pflanzt, siegreich stets in seinem Lauf,  
Allüberall das Banner auf.  
Wo einst ein liebendes Paar gewallt,  
Macht es auf seiner Wallfahrt Halt,  
Lässt träumerisch Rosenknospen fallen,  
Schickt aus zum Gruss seine Nachtigallen.  
Wo Muth und Liebe zum heimischen Herd  
Den Arm eines Helden bewehrt,  
Da flösst es dem Knaben, jung und stark,  
Den Muth ein bis ins tiefste Mark,  
Dass es den Mann zu Innerst durchdringt  
Und er begeistert die Waffe schwingt;  
Es wirft, wo Leichen schlummern im Grab,  
Im Flug sein Cypressenblatt herab,  
Und wo sich erhebt ein Denkmal der Grösse,  
Deckt es mit Lorbeern der Quadern Blösse.  
Es ist ein heiliger Wandersegen, .  
Der uns geleitet auf allen Wegen;  
Ein Morgengebet, ein Vespergruss,  
Der unsre Seele stärken muss.  
O trüb ist die Zeit, in der das Lied  
Erschreckt ins Innre der Seele flieht,  
Und zagend, von der Gewalt gebeugt,  
In sich gekehret trauert und schweigt.

Du schwangst dich, mein Lied, im Flügelgewand  
Hinüber ins vielgepries'ne Land,  
Das wie verödet, arm und kahl,  
Die Treue bewahrt im Jammersal  
Und zu der Menschheit ewigem Ruhme  
Am Glauben hält und am Königthume.  
Ein Immergrün sprosset unter Dornen  
Empor zum Himmel aus blutiger Saat;  
Ein Fels inmitten der Welt, der verlornen,  
Verirrten weis't den rechten Pfad;  
Ein Golgatha-Kreuz auf Leichenbergen,  
Zu dulden mahnt der Zeiten Noth,  
Mild lächelnd nahen lässt den Schergen,  
Die Treue stirbt keinen Henkertod —  
Und wenn auch? — Nun, dem vergossnen Blut  
Entkeimen die Rosen der Liebe voll Glut.

Viel tausend Gruss dir, wackres Land,  
Das treu bei seinem König stand,  
Sich gegengestellt dem endlosen Weh;  
Viel tausend Gruss dir, wackre Vendée!  
Wer je geliebt sein Vaterland  
Und treu an seinem Fürsten stand,  
Fühlt heimisch sich in deinen Au'n,  
Denn wohl thut's, so viel Liebe zu schau'n.  
Da geht der greise Bauer heim,  
Im Herzen der alten Liebe Keim,  
Die süß gezeitigt im Gemüthe  
Zu Tage bricht als Liederblüthe.

O lasst uns horchen, wie es klingt,  
Dem Herzen ein Liebesquell entspringt  
Und fortgetragen durch die Luft  
Aus jedem Herzen wieder ruft:

Vendée! Vendée! Mein Lied dir klingt  
Aus gluterfüllter Seele,  
Und bis zum letzten Hauche singt  
Dir Lob und Preis die Kehle.

Die Treu an deines Landmanns Herd  
Und seines Muthes Wagen,  
Sie waren deines Fürsten Schwert  
In seines Unglücks Tagen.

Der Glaube, den wir treu und wahr  
Gehalten unsrem Gotte,  
Bracht' unsre Feinde immerdar  
Zu Schanden und zu Spotte!

Es lebt und sprosst das Königthum  
In unsrer Thäler Gründen,  
Stets wird das Volk zu dessen Ruhm  
Johannisfeuer zünden.

Und wenn die Treue im Verfall,  
Verrath und Aufruhr wüthen,  
Dann thürmen Herzen sich zum Wall,  
Den König zu behüten.

Den Schleier sieht des Schicksals Hand  
Man über Alles breiten;  
Doch die Vendée, der Treue Land,  
Lebt fort in allen Zeiten.

Des Landmanns Königslied verklingt  
Allmählig wie ein leises Flüstern —  
Welch neues Lied doch näher dringt,  
Sich mit dem ersten zu verschwistern?

Wer ist's? Ein Kriegsmann zieht daher,  
An seiner Brust der Ehre Zeichen,  
Doch trägt sein Antlitz deren mehr:  
Die Narben, Rosen zu vergleichen.

In seinem Auge Frankreichs Bild,  
Auf seinem Hute Frankreichs Farben,  
An seiner Brust, des Kaisers Schild,  
Die Ordenssaat in reichen Garben.

Und horch, dem bärtigrauen Munde  
Entströmet solche Liederkunde,  
Dem Schlachtengott der neuen Zeit,  
Dem „kleinen Corporal“ geweiht:

Als ich aus der Heimat schied,  
War ich nur ein armer Krieger  
Und nun kehrt' ich heim als Sieger,  
Welchen Reichthum bring ich mit!  
Meinen Säbel, der in Schlachten  
Aufglomm wie ein Blitzesstrahl,  
Narben, die mir Ehren brachten.  
Hoch mein Kaiser überall!

Ei, wie war ich einst gehetzt,  
Lebt' von einem Tag zum andern,  
Arbeit suchend musst' ich wandern,  
O wie anders ist es jetzt;  
Habe mich im Feld geschlagen  
Wacker mit dem blanken Stahl,  
Das gibt Brot in alten Tagen.  
Hoch mein Kaiser überall!

War ein muthiger Soldat,  
Hielt gar streng auf meine Ehre,  
Stand, wo's nöthig war, zur Wehre;

Und er denkt der schönen That:  
O er denkt getreulich dessen,  
Und das kleinste Heldenmaal  
Bleibet von ihm unvergessen.  
Hoch mein Kaiser überall!

Wo ich gehe, dort empfängt  
Alles mich mit offenen Armen  
Und mit Freundes Gruss, mit warmen,  
Sich ein Jeder an mich drängt.  
Wem ich jemals noch begegnet,  
Jeder bietet mir sein Mahl,  
Jeder Mund hat mich gesegnet;  
Hoch mein Kaiser überall!

O wie stehen hehr und gross,  
Einzig stolz da die Soldaten,  
Ei wie preis't man ihre Thaten.  
Ruhm ist aller Krieger Loos,  
Er ist's, der sie so geschaffen;  
Leuchten liess im Ruhmesstrahl,  
Jedes Siegers blanke Waffen;  
Hoch mein Kaiser überall!

Und immer näher drängt's heran  
Und einen Krieger sieht man nah'n;  
Der Bauer steht und will erwarten  
Den Rüstigen, der so viel Fahrten  
In stolzen Siegen mitgemacht.  
Da klingt der Ton aus lauter Kehle  
Ihm immer mächt'ger in die Seele,  
Und noch hat er sich nicht bedacht,  
Schon liegen Kriegermann sich und Bauer  
Entzückt und selig in den Armen.  
Das ist ein Kuss von seltner Dauer,  
Und in den Augen kann den warmen,



Entzückten Blick der Thräne Nass  
Nicht löschen, solche Lust ist das!  
Denn Sohn und Vater in der süßen  
Umarmung heute sich begrüßen.  
O singet es mit lauten Zungen,  
Wie sich das alte Königthum,  
Ha, und das junge Kaiserthum  
Im Jubel halten eng umschlungen.  
Singt's in den Süden, in den Norden:  
Vendée, die königliche, ist  
Durch einen Vaterkuss zur Frist  
Versöhnt und kaiserlich geworden.



